

# Hinterland

# 45/2020 4,50 euro



zuhaus

KOK  
ALISSA  
24.19

# Hinterland



Das Magazin  
für kein ruhiges.

Hinterland #45  
Frühling 2020

## IMPRESSUM

**Titel:** Chiara Herrmann, Clarissa von Kummant

**Herausgeber:**  
Bayerischer Flüchtlingsrat  
Augsburgerstraße 13  
80337 München

**Verantwortlich für diese Ausgabe:**  
Agnes Andrae, Başak Özdemir, Pit Kühnöl  
**Redaktion:** Agnes Andrae, Başak Özdemir,  
Florian Schäfer, Hedwig Fuß, Katharina Martl,  
Laura Pöhler, Marianne Walther, Matthias  
Weinzierl, Pit Kühnöl, Sebastian Schulke,  
*(Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht un-  
bedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.)*

**Kontakt:** redaktion@hinterland-magazin.de  
**Gestaltung:** Matthias Weinzierl, Agnes Andrae  
**Druck:** Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG  
Birkenstraße 3, 82346 Andechs

**Auflage:** 1.700 Stück

**Website:** Anton Kaun

**Anzeigen:** anzeigen@hinterland-magazin.de

**Jahresabo:** 21,00 Euro

**Abo-Bestellung:** abo@hinterland-magazin.de

[www.hinterland-magazin.de](http://www.hinterland-magazin.de)

*Eigentumsvorbehalt:  
Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis sie  
dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-  
Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne  
des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht  
ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der  
Nichtaushändigung in Form eines rechtsmittelfähigen Be-  
scheides zurückzusenden.*

Diese Ausgabe wird gefördert von:



*„Wir hamma heuer mal so eine Weltreise g'macht.  
Aber ich sag's Ihnen gleich wie's is: da fahrma nimmer hin.“  
(Gerhard Polt)*

## *Liebe Zuhausegebliebenen, liebe Leser\*innen,*

*als wir vor ein paar Monaten das Thema für diese Ausgabe festgelegt haben, dachten wir nicht, dass wir auf einmal so aktuell sein würden. Wir hätten uns auch eher gewünscht, es nicht zu sein. In der letzten Phase ist das Heft „zuhause“ nun also zuhause entstanden. Wir haben im Homeoffice gearbeitet und die Redaktionssitzungen per Videokonferenz abgehalten. So wie viele andere gerade auch. Doch trotz all der Umstände und Schwierigkeiten sind wir dennoch privilegiert: Wir können von zuhause aus arbeiten, weil wir ein Zuhause haben, wir können Social Distancing betreiben, also physische soziale Kontakte herunterfahren, weil wir einen Rückzugsort haben. Doch was ist mit all denen, die kein Zuhause haben? Oder mit denen, für die das Zuhause die eigentliche Gefahr darstellt?*

*So haben Obdachlose eben kein Zuhause, in dem sie bleiben könnten, sie haben oft nicht einmal die Möglichkeit, sich die Hände zu waschen. Opfer häuslicher Gewalt haben zwar ein Zuhause, würden aber lieber von dort fliehen – können dies aber im Moment nicht. Geflüchtete in „AnKER“-Zentren und Sammelunterkünften haben zwar so etwas Ähnliches wie ein Zuhause – zumindest ein Dach über dem Kopf –, doch sind sie dort auf engstem Raum mit wenig Abstand untergebracht, haben mit schlechten hygienischen Verhältnissen und mangelhafter medizinischer Versorgung zu kämpfen. Social Distancing ist da unmöglich. Wie soll man Erkrankte in einer überfüllten Geflüchtetenunterkunft isolieren, damit niemand anderes angesteckt wird?*

*Doch schlimmer geht es immer. So für die Menschen im Camp Moria auf Lesbos, wo mehr als 20.000 Personen zusammengepfercht werden in einem Lager für 2.000. Ohne adäquate sanitäre Einrichtungen, ohne medizinische Versorgung. Eng auf eng. Menschen, die ohnehin schon krank und geschwächt sind. Menschen, die traumatisiert sind. Doch die Europäische Union schaut wieder einmal weg, diesmal egoistisch erstarrt in der Angst vor dem Virus. Doch es muss endlich geholfen werden. Moria – so wie all die anderen Lager zwischen Lesbos und Idlib auch – muss evakuiert werden und die Menschen müssen in europäischen Ländern untergebracht werden, ihnen muss ein sicheres Zuhause gegeben werden. Alles andere ist unmenschlich. In Deutschland stehen übrigens gerade einige Hotels leer.*

*Überhaupt offenbart die EU in der Krise, dass sie eben keine Gemeinschaft ist. Grenzen werden wieder hochgezogen, nationale Alleingänge bestimmen das Bild, eine innereuropäische Solidarität gibt es nicht. Der schlimme Verlauf der Corona-Pandemie in Italien liegt auch am langjährigen deutschen Festhalten an der europäischen Austeritätspolitik, die die Länder Südeuropas kaputtgespart hat. Kann dieses Europa noch ein gemeinschaftliches Zuhause für alle Europäer\*innen sein?*

*Zudem besteht die konkrete Gefahr, dass die jetzt epidemiologischen und medizinisch notwendigen Maßnahmen und Einschränkungen der Freiheit beibehalten werden und autoritäre Staaten entstehen. Neben Menschenleben müssen aber auch Demokratie und Grundrechte geschützt werden. Doch in der Krise ist sich jede\*r am nächsten, der Nationalismus lebt wieder auf. Populist\*innen – wie in Polen und Ungarn – nutzen die Pandemie geschickt, um ihre Macht zu erweitern und die Demokratie weiter zu zerstören.*

*Vielleicht bietet die Krise aber auch eine Chance. Es ist die Frage, wie wir sie nutzen. Natürlich wird nach der Krise nicht die utopische Gesellschaft der freien Assoziation freier Menschen entstehen, in der jede\*r nach den eigenen Fähigkeiten arbeitet und nach den eigenen Bedürfnissen konsumiert – aber vielleicht lässt sich die Systemfrage zumindest stellen. Vielleicht gewinnt die Erkenntnis, dass elementare Wirtschaftszweige wie die Gesundheitsversorgung nicht kapitalistischen Prinzipien unterworfen sein dürfen.*

*Vielleicht gewinnt die Erkenntnis, dass nur intensivere internationale Zusammenarbeit und größere globale Solidarität die Probleme lösen kann. Es ist die Frage, ob wir die Welt zu einem lebenswerten Zuhause machen oder ob die Populist\*innen und Nationalist\*innen sie in die Barbarei treiben.*

*Wir werden es sehen.*

*Bis dahin könnt ihr ja die Hinterland lesen. Das aktuelle Heft ist übrigens wieder eine Zusammenarbeit mit der Designschule München. Die dritte inzwischen. Über 70 Schüler\*innen des aktuellen Jahrgangs haben ihre Vorstellungen von Zuhause grafisch illustriert – und wie bei den letzten beiden Kooperationen auch, können auch dieses Mal leider nicht alle Arbeiten ins Heft genommen werden. Es wird aber auch dieses Mal wieder eine Ausstellung geben, in welscher alle Werke zu sehen sein werden – allerdings ist das mit der Planung momentan etwas schwierig.*

*Die Ideen zu den Illustrationen wurden noch vor der Corona-Krise entwickelt. Waren wir als Redaktion bei der Präsentation der Arbeiten zuerst noch erstaunt über die Häufigkeit, in der dort die Thematik der Toilette als ein Fixpunkt des Zuhauses auftritt, so haben sich darin schon nahezu prophetisch die Klopapier-Hamsterkäufe der letzten Wochen angedeutet. Die Toilette scheint bedeutender zu sein als wir es je gedacht hatten. Eine psychoanalytische Untersuchung, wie dies mit dem Freud'schen Konzept des Analen Charakters verbunden ist, könnte interessant sein. Vielleicht in einer der nächsten Ausgaben.*

*Wir hoffen, dass wir euch mit diesem Heft eine spannende Lektüre und interessante Illustrationen für die Zeit zuhause liefern können. Oder zumindest einen Klopapierersatz.*

*Bleibt gesund!  
Euer Homeoffice von der  
Hinterland-Redaktion*



Foto: Marianne Walther

6	<b>zitiert &amp; kommentiert</b> Von Hubert Heinhold	45	<b>Es ist nicht einfach, im fremden Zuhause anzukommen</b> <i>Interview mit Ahmadi, Hussein und Karim, die als Pflegekinder bei Familie Schröder aufgenommen wurden</i> Von Agnes Andrae	74	<b>Weite Wege</b> <i>Illustrationen</i> Von Joyce Eder, Julia Harner und Patricia Kondi	106	<b>Schöner Wohnen</b> <i>Collagen</i> Von Jacqueline Gehard, Valentina Häberle und Hogban Malou Lawson
7	<b>Schnittstelle</b> <i>Bilderstrecke ANKER-Zentrum Bamberg</i> Von Mona Loch	46	<b>Nadel und Faden</b> <i>Collagen</i> Von Sanja Neumeier, Emily Schreiber und Francesca Schulz	79	<b>Der Sound der Regression</b> <i>Über grüne und linke Heimattümmelei</i> Von Peter Bierl	109	<b>Gedichte</b> Von Joe Agafi
15	<b>Ungebetener Besuch – von Männern in dunkler Kleidung</b> <i>Eingriff in das Zuhause</i> Von Johanna Böhm und Yunus Ziyal	49	<b>Ich bin ein Mensch, der kein Zuhause hat, keine Eltern und kein Land</b> <i>WhatsApp-Nachrichten aus Afghanistan</i> Von Katrin Fischer-Sandhop	83	<b>Körperpflege</b> <i>Bilderstrecke</i> Von Alexander Buchner, Dana Friedrichs, Lisa Grasmaier und Julia Höllwart	111	<b>Überall zu Hause?</b> <i>Illustrationen</i> Von Isabelle-Sophie Schmeller und Magdalena Schmid
21	<b>Grundrecht im Weg</b> <i>Abschiebung kennt kein Zuhause</i> Von Sebastian Muy	56	<b>Zwischen Hölle und Paradies liegt die Heimat</b> <i>Persönlicher Bericht eines LGBTQ*-Aktivisten</i> Von Goodluck Haule	87	<b>Die ganze Welt für alle</b> <i>Über den Unterschied zwischen Heimat, Bleibe und Zuhause</i> Von Klaus Weber	112	<b>Der rote Papagei</b> <i>Woney und die Sehnsucht nach einem Zuhause</i> Von Sebastian Schulke Fotos von Hedwig Fuß
24	<b>Gemeindeeigentum</b> <i>Illustrationen</i> Von Tabea Äschbach, Bianca Bichler und Mia Goranovic	59	<b>Innen von außen</b> <i>Bilderstrecke</i> Von Chiara Herrmann und Clarissa von Kummant	91	<b>WC-Sitzer*in</b> <i>Bilderstrecke</i> Von Sylvi Darvas und Jens Vogel	b r i e f e a u s m o r i a	
25	<b>Grundrechte bitte am Eingang abgeben</b> <i>Einblicke in ein Zuhause, das keines ist</i> Von LEA Watch Freiburg	68	<b>Gedanken einer Person, die in Deutschland nicht zu Hause sein soll.</b> <i>„Zuhause ist da, wo ich will“</i> Von Shenja Vasanthi Kumari Danz	95	<b>Welcome Home</b> <i>Kann man an mehreren Orten gleichzeitig zu Hause sein?</i> Von Denise Forte	118	<b>Life of a transgender</b> <i>Geschichten, die nie ihren Weg aus dem Lager Moria finden</i> Von Parwana Amiri
34	<b>Warten auf ein Zuhause</b> <i>Der obdachlose Milan berichtet</i> Von Kathrin Krahl	70	<b>In Schale werfen</b> <i>Comic</i> Von Sandro Nordmann, Lisa Schröder und Anna Wild	98	<b>Glasscheibe</b> <i>Aktion und Reaktion</i> Von Lena Wolf, Beatrice Schöttl und Tamara Srdic	n a c h g e h a k t	
38	<b>Erinnerungsgefühl</b> <i>Illustrationen</i> Von Roman Geisperger, Nicolas Graf und Fani Jaafar	72	<b>Daheim töten die Leut'</b> <i>Zum Begriff ‚Heimat‘</i> Von Stephan Lessenich	103	<b>Übernachtung, kein Frühstück</b> <i>„Vielleicht bleib‘ ich lieber Zuhause“</i> Von Jan Kavka	123	<b>Staatliche Abschiebepaxis: brutal, korrupt, illegal</b> <i>Bayerische Behörden, sollen zur Rechenschaft gezogen werden</i> Von Rote Hilfe Ortsgruppe München
39	<b>Eine gute Möglichkeit, ein Zuhause zu geben</b> <i>Interview mit Inge und Thomas Schröder</i> Von Agnes Andrae			104	<b>Intim</b> <i>Comic</i> Von Anthi Karvounidou, Anna Mrvelj und Annalena Philipp	v e r s c h w ö r u n g	
						128	<b>Bleiche trinken statt zuhause bleiben</b> <i>Krisenzeiten sind Blütezeiten für Verschwörungstheorie</i> Von Pit Kühnöl

*„Zuhause ist es am schönsten“*

*„Zuhause ist da, wo man die vermisst,  
die nicht da sind“*

*„Zuhause ist kein Ort,  
sondern ein wundervolles Gefühl“*

(Sprichwörter)

Von Hubert Heinhold.



Hubert Heinhold  
*ist Rechtsanwalt  
und im Vorstand  
bei Pro Asyl*

Die Sprichwörter beschreiben Zuhause als einen Sehnsuchtsort, als Sammelpunkt des Glücks, als Inbegriff des Bei-Sich-Seins. Hiervon träumt man selbst dann, wenn man mit seinen Lieben am Mittagstisch sitzt oder im Bett liegt.

Spätestens Covid-19 zeigt auf, dass das eine Selbsttäuschung ist: Im Hausarrest wird der Andere zum Aggressionsobjekt und die Enge erzeugt Beklemmung. Aber auch ohne Quarantäne ist das traute Heim ohne Kino, Disko, Kultur oder Fußball nicht mehr attraktiv. Es fehlt die geistige Anregung und Abwechslung. Das Zuhause ist Ödnis.

Diese erleben Geflüchtete Tag für Tag. Denn ihr Zuhause ist die Tristesse der Lager, der Vielbett-Zimmer, des Fehlens der Privatheit, der uniformierten Bewachung, der Entmündigung und der kollektiven Ablehnung: kein Sehnsuchtsort, sondern oft ein Schreckensort.<



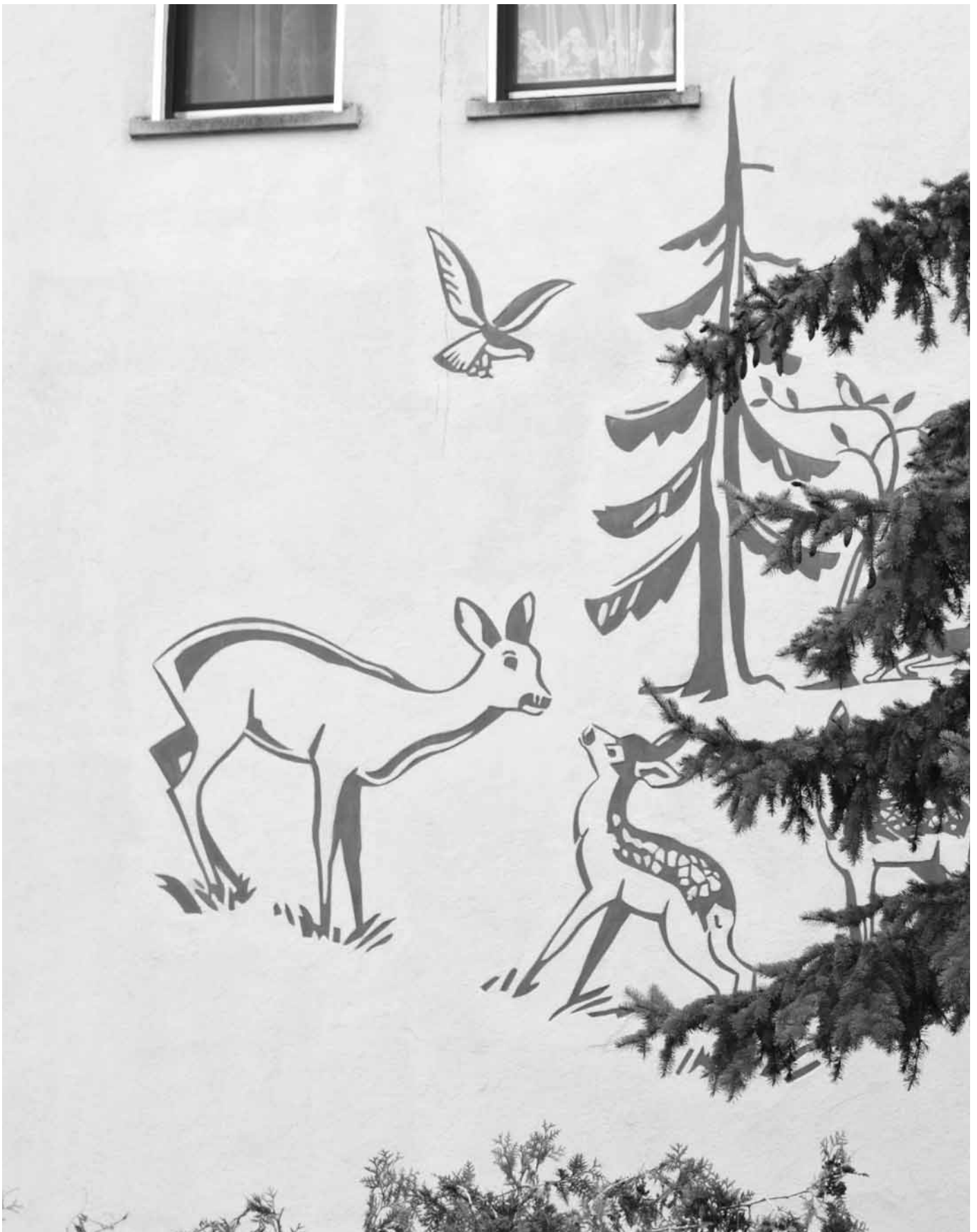














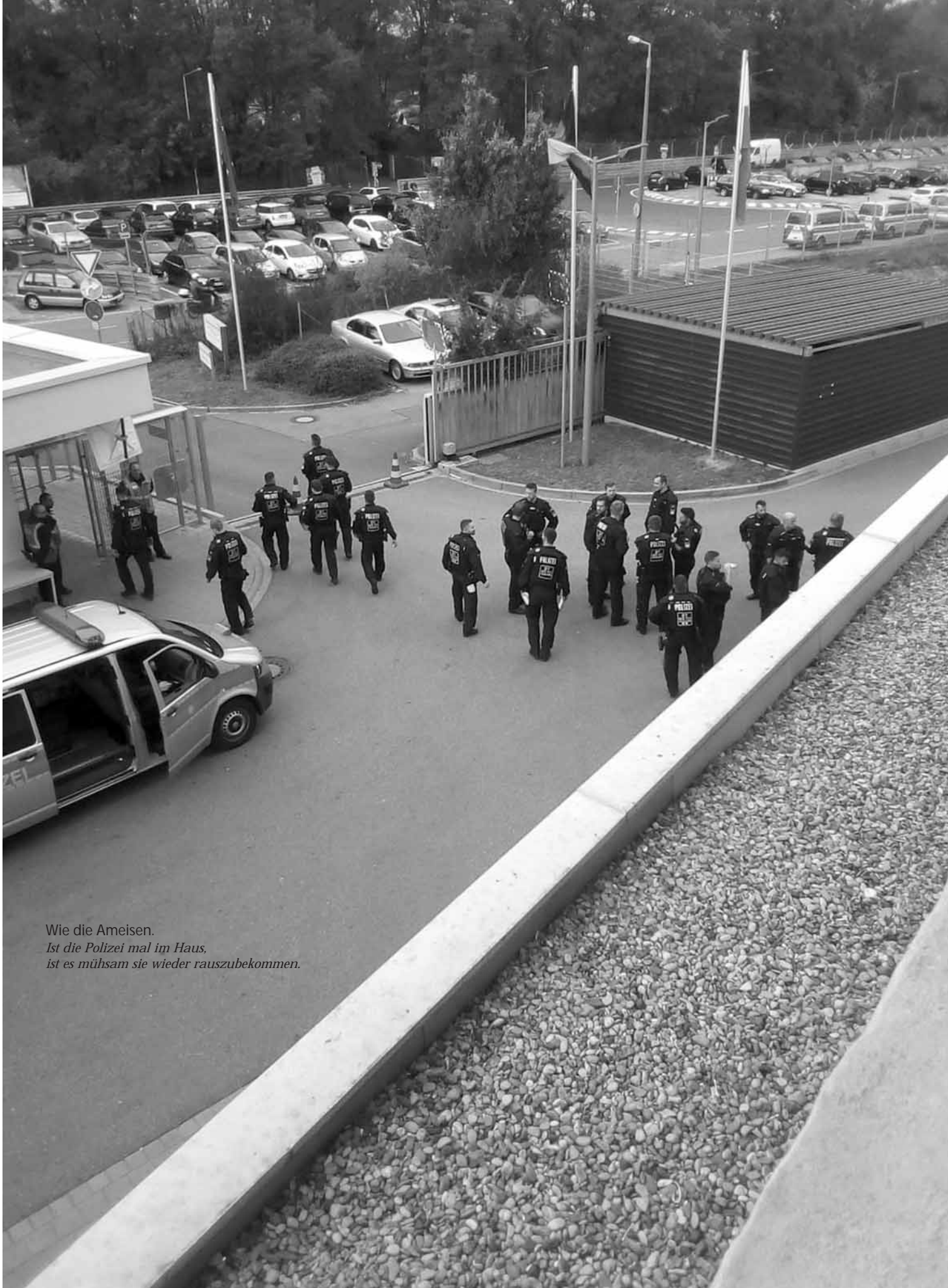


## Schnittstelle

Mona Loch *studiert im vierten Semester Kommunikationsdesign in Würzburg.*

Das „AnKER“-Zentrum Bamberg ist die erste Anlaufstelle für Geflüchtete in Oberfranken und dient im zweiten Schritt als Aufnahmelager. Die Unterkunft war ursprünglich ein Gelände der US-Armee, in dem aktuell bis zu 1500 Personen untergebracht sind. Das Gelände ist von einem Maschendrahtzaun und Stacheldraht umgeben. Das Projekt Schnittstelle untersucht Orte, an denen sich das Leben der Geflüchteten in der Unterkunft und das Leben der Anwohner\*innen überschneidet.

Von Mona Loch.



Wie die Ameisen.  
Ist die Polizei mal im Haus,  
ist es mühsam sie wieder rauszubekommen.



Demonstration polizeilicher Autorität.  
*Die Frage, ob ein Einsatz verhältnismäßig ist,  
scheint sich für die Einsatzkräfte nicht zu stellen.*



# Ungebetener Besuch von Männern in dunkler Kleidung

Große Polizeieinsätze in Unterkünften für Geflüchtete in Bayern werfen einige Fragzeichen auf und zeigen: Sie sind Teil der flüchtlingsfeindlichen bayerischen Agenda. Deshalb braucht es dringend politische Interventionen. Von Johanna Böhm und Yunus Ziyal

„Ich bin aufgewacht und da standen Männer in dunkler Kleidung. Ich habe die ganze Zeit gezittert. Warum sind die zu uns ins Zimmer gekommen ...“, erzählt Marta (Name geändert), ein kleines Mädchen, sieben Jahre alt, von dem Tag, an dem ein großer Polizeieinsatz in ihrer Unterkunft stattfand. Einen Anlass beziehungsweise Grund, weshalb die Polizei Martas Zimmer betrat, gab es nicht. Das ist rechtswidrig!

Und das ist nicht der einzige Großeinsatz der Polizei in dieser Art gewesen. Seit Oktober des vergangenen Jahres kam es in Geldersheim, Zirndorf, Regensburg sowie in Nürnberg zu mindestens fünf anlasslosen Razzien in bayerischen Unterkünften für Geflüchtete. Das ist nicht gut und nicht zu akzeptieren. Gemeinsam mit dem Hinterland-Magazin haben wir Recherchen gestartet, die das Treiben der Polizei kritisch hinterfragen:

An allen genannten Orten war eine massive Anzahl von Polizist\*innen im Einsatz, die jeweils in den frühen Morgenstunden in die Unterkünfte eindrangen. In Geldersheim kontrollierten beispielsweise rund 300 Einsatzkräfte die 600 Bewohner\*innen des Ankerzentrums. Wie auch in den anderen Städten, betrat die Polizei ohne eigentliche Legitimation Zimmer und überprüfte Personalien. Städteübergreifend berichten einige Betroffene davon, dass die Beamten ihre Sachen durchwühlten. Auch die Ermittlungsergebnisse

unterscheiden sich kaum: Einige sogenannte „Fremdschläfer“ (Besuch), geringe Vergehen nach dem Betäubungsmittelgesetz, abgelaufene Ausweispapiere, Verstöße gegen die Hausordnung oder offene Haftbefehle – die jedoch bei Geduldeten auch wegen Lappalien ergehen. Alles in einem kleinere Ordnungsverstöße, die so in jedem größeren Wohngebäude oder einer Jugendherberge vorkämen. Nur das dort solche massiven Razzien unvorstellbar wären.

## Neue Traumata können entstehen

In den Unterkünften wohnen Menschen, die in ihren Herkunftsländern oder auf der Flucht traumatische Erfahrungen machen mussten – häufig verbunden mit Übergriffen staatlicher Sicherheitsdienste oder der Polizei. Unangekündigte polizeiliche Razzien in Unterkünften bergen daher die Gefahr von Retraumatisierungen. Zudem wird das ohnehin fragile Verhältnis des erzwungenen Zusammenlebens in Unterkünften so noch mehr strapaziert. Neue Traumata können entstehen, wenn vermeintlich stärkere Mächte und Kräfte in den persönlichen Schutzraum einer Person eindringen und diese dabei kaum Handlungsoptionen hat. Der Komplex Abschiebungen schwebt wie ein Damoklesschwert über Geflüchteten. Viele leben in der ständigen Angst, von der Polizei gegen den eigenen Willen abgeholt und dorthin gebracht zu werden, von wo sie einst geflohen sind. Dadurch geraten Menschen in Panik. Das führt zu Kurz-

schlussreaktionen. Es kommt zu gefährlichen Flucht- oder Suizidversuchen und körperlichem Widerstand gegen Polizeibeamt\*innen. Reaktionen mit meist schwerwiegenden Folgen, die oft durch das martialische Auftreten der Einsatzkräfte hervorgerufen werden.

Viel Polizei in der Nachbarschaft wird oft mit viel Kriminalität verbunden. Das von rechts verbreitete Narrativ des „kriminellen Flüchtlings“ gerät hier zur selbsterfüllenden Prophezeiung: Rechtspopulist\*innen konstruieren Gefahren durch Unterkünfte. Und die Polizei nimmt die entstehende Verunsicherung im Viertel offenbar zum Anlass, Razzien durchzuführen. So bekommen die Rechtspopulist\*innen die Bilder, die sie brauchen.

Gefühle der Ohnmacht und Hilflosigkeit kommen bei den Razzien in den Geflüchteten hoch. Sie befinden sich in einem Zustand gefühlter Rechtlosigkeit. Die Betroffenen können die Polizeieinsätze zwar auf Rechtswidrigkeit überprüfen lassen. Jedoch lässt die Vorstellung, die Polizei zu verklagen, viele aus Angst vor Repressionen davor zurückschrecken. Mangelnde Kenntnisse der Rechtswege und Kostenrisiken kommen hinzu. Schließlich sind die Verfahren äußerst langwierig, während potentiellen Kläger\*innen einen unsicheren Aufenthaltsstatus haben. Der erschwerte Zugang zu Rechtsschutz führt hier zu faktischer Rechtslosigkeit.

### Verletzung des Grundrechts

Die Rechtsgrundlagen von polizeilichen Großeinsätzen sind divers. Grundlegend kommt es zunächst darauf an, in welcher Rolle die Polizei handelt. Dafür gibt es drei Möglichkeiten: repressiv, in Amtshilfe oder präventiv. In jedem Fall ist jedoch der Verhältnismäßigkeitsgrundsatz zu beachten, dass behördliches Handeln einem legitimen Zweck dienen, erforderlich und angemessen sein muss.

Im Falle repressiven Handelns fungiert die Polizei als Hilfsorgan der Staatsanwaltschaft, die eine Wohnungsdurchsuchung beschließen kann. Sie muss dazu einen richterlichen Beschluss einholen. Voraussetzung ist, dass jemand einer konkreten, bereits geschehenen Straftat verdächtigt wird – wofür jedoch Tatsachen, nicht bloße Vermutungen sprechen müssen.

Wenn die Polizei Unterkünfte betritt, um Menschen abzuschleppen, handelt sie in sogenannter Amtshilfe für die Ausländerbehörde. Früher drang die Polizei dazu ohne Rechtsgrundlage in Wohnungen ein, handelte dabei verfassungswidrig. 2019 wurde das mit dem

„Geordneten-Rückkehr-Gesetz (Paragraph 58 AufenthaltG) geändert, um polizeiliche Wohnungsdurchsuchungen zum Zweck der Abschiebung zu erleichtern. An der Verletzung des Grundrechts der Unverletzlichkeit der Wohnung änderte sich jedoch dadurch nichts.

Bei präventivem Handeln der Polizei, also bei einem Einsatz zur Gefahrenabwehr, regeln die Polizeiaufgabengesetze das Betreten und Durchsuchen von Wohnungen. Für das Durchsuchen braucht es eigentlich gemäß Artikel 24 BayPAG wegen der Grundrechtsrelevanz einen richterlichen Durchsuchungsbeschluss. Relevant in diesem Zusammenhang war die Novelle in Artikel 23 BayPAG durch das Bayerische Integrationsgesetz. Dort wurde nun geregelt, dass das Betreten einer Wohnung, die der Unterkunft oder dem sonstigen Aufenthalt von Asylbewerber\*innen dient, zur Abwehr einer dringenden Gefahr ohne richterlichen Beschluss erlaubt ist. Weiter wurden Unterkünfte von Geflüchteten (in Art. 13 BayPAG) per se als „gefährliche Orte“ deklariert.

Im Klartext: Es braucht die Annahme einer dringenden Gefahr. Die Polizei kann ohne weitere Voraussetzungen Wohnraum in Unterkünften betreten. Nicht durchsuchen wohl gemerkt! Doch wo liegt der Unterschied? Wenig überraschend klaffen da Theorie und Praxis auseinander. Laut Bayerischem Innenministerium „(...) schließt [das Betreten] die Befugnis ein, von Personen, Sachen und Zuständen Kenntnis zu nehmen, die ohne jeglichen Aufwand wahrgenommen werden können“.

Das Bundesverfassungsgericht definiert eine Durchsuchung wie folgt: Eine Durchsuchung ist „das ziel- und zweckgerichtete Suchen staatlicher Organe nach Personen oder Sachen oder zur Ermittlung eines Sachverhalts, um etwas aufzuspüren, was der Inhaber der Wohnung von sich aus nicht offenlegen oder herausgeben will“. Bei den eingangs geschilderten Polizeirazzien weckten Beamte Schlafende und hoben auf dem Bett liegende Decken und Kleidung hoch, um zu sehen, ob jemand drunter liegt. Klingt wie das gezielte Suchen nach Personen oder Sachen. Und das ist es auch. Doch genau das lag bei den genannten Razzien nicht vor.

### Gericht zeigt Polizei deutlich Grenzen auf

Der Bayerische Verfassungsgerichtshof entschied im Dezember 2019 über die Verfassungsmäßigkeit des Bayerischen Integrationsgesetzes. Während die Richter\*innen große Teile des Gesetzes kippten,

bestätigten sie die „BayPAG Normen“ als verfassungskonform. Allerdings zeigt die Entscheidung des Gerichts der Polizei im Falle des Betretens von Unterkünften deutliche Grenzen auf: Die Polizei darf „von der Betretungsbefugnis nur im Einzelfall zur Abwehr dringender Gefahren Gebrauch machen“. Hier ist eine situationsbezogene Konkretisierung der Gefahrenlage zwingend erforderlich.

Das Bedürfnis der Polizei, die Identität der Bewohner\*innen in diesen Unterkünften festzustellen, rechtfertigt noch nicht den Eingriff in die Unverletzlichkeit der Wohnung. Grundsätzlich eine dringende Gefahr für die öffentliche Sicherheit anzunehmen, weil Geflüchtete in diesen Unterkünften leben, ist laut dem BayVerfGH unzulässig. Weiter konkretisiert der Verfassungsgerichtshof mögliche dringende Gefahren, die einen Eingriff rechtfertigen könnten. Dazu gehören unter anderem ernstzunehmende Hinweise, dass sich eine Person im Hinblick auf terroristische Bestrebungen radikalisiert oder gravierende Konflikte entstanden sind, die sich in gewalttätigen Auseinandersetzungen entladen können.

Ganz offensichtlich handelt die bayerische Polizei weit über ihre Kompetenz hinaus, wenn sie in Unterkünfte eindringt, um „Fremdschläfer“ ausfindig zu machen. Der Gesetzgeber hat im PAG geregelt, dass die Polizei – auch wenn es nicht um die Verfolgung einer Straftat geht – in Unterkünfte von Geflüchteten eindringen kann. Das ist problematisch genug. Die Praxis zeigte nun aber, dass von diesem Recht exzessiv Gebrauch gemacht wird. Die Frage, ob ein Einsatz verhältnismäßig ist, scheint sich für die Einsatzkräfte nicht zu stellen. Was der Verfassungsgerichtshof den Polizeibehörden ins Heft diktiert, dass genau abgewogen werden muss, ob eine Gefahr tatsächlich gravierend genug ist, um in Grundrechte einzugreifen, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Jedoch handelte die Polizei in nahezu allen untersuchten Fällen von Großeinsätzen nach dem BayPAG sogar ganz ohne Anlass. Hinzu kommt, dass die Handlungsbefugnisse bei Einsätzen überschritten werden, wenn die Beamt\*innen Zimmer nicht nur betreten, sondern durchsuchen. Die Razzien zeigen frappierend auf, wie wenig Grundrechte Geflüchteter im Polizeialltag wert sind. Die derzeitige polizeiliche Handhabung ist evident rechtswidrig.

Razzien zeigen:  
Grundrechte Geflüchteter sind im Polizeialltag wenig wert

Dem Staat, der die Sicherheit seines Funktionierens letztlich über individuelle Rechte stellt, ist der Mensch an und für sich eigentlich ein Graus. Demgegenüber sind Planbarkeit und Kontrolle, sein Wasser und Brot. Der/die Fremde erscheint für diesen Staat sogar noch problematischer als der/die Bürger\*in. Eben ein Fremdkörper im Plan- und Kontrollierbaren. Das Streben, dieses Fremde möglichst kalkuliert zu halten ist logische Konsequenz: Also die Fremden abschotten – und polizeilichen Zugriff jederzeit ermöglichen.

Konkret: Die Bayerische Staatsregierung markiert Unterkünfte für Geflüchtete als gefährliche Orte und tut so, als wären diese Horte der Kriminalität. Dabei schwingt immer die Annahme mit, dass es bei Geflüchteten zu einem Mehr an Straftaten komme. Also die Annahme, dass Geflüchtete oder „Fremde“ per se als „verdächtig“ gelten.

Hier geht es nicht um vermeintliche öffentliche Sicherheit. Hier geht es um Rassismus. Die Novellierung des BayPAG wie auch weitere Gesetzesverschärfungen fanden zu einem Zeitpunkt statt, als die Rufe von rechts außen nach restriktiveren Asylgesetzen immer lauter wurden. Bayerische Gesetzgebung und polizeiliches Handeln reihen sich in den von Rechts verhandelten Konsens ein.

Ein polizeiliches Perpetuum mobile

Den bekannten Einsätzen wohnt eine massive Demonstration polizeilicher Autorität inne. Durch die Kasernierung in großen Lagern wie Ankerzentren, sollen Geflüchtete davon abgehalten werden nach Deutschland zu kommen. Sie sollen getrieben werden, das Land schnell wieder zu verlassen. Die Unterkünfte dienen als Ort der Abschreckung. Regelmäßige Polizeigrößeinsätze tun hier ihr Übriges. Kommt es bei Großeinsätzen zu Straftaten wie Widerstand gegen Einsatzkräfte, fließen diese in die Kriminalstatistik ein und rechtfertigen wiederum künftige Einsätze. Ein polizeiliches Perpetuum mobile entsteht.

Dringt die Polizei in Unterkünfte ein, ist die Rolle der örtlichen Betreiber\*innen, Hausmeister\*innen oder auch der Sozialdienste oft unklar. Klar ist jedoch, dass Beschäftigte in so sensiblen Bereichen wie bei Unterkünften für Geflüchtete, zumindest ansatzweise die relevanten Rechtsnormen kennen sollten. Vor allem dann, wenn es so weitreichende Eingriffe in die

Grundrechte der Bewohner\*innen betrifft. Und die von uns befragten örtlichen Betreiber (Stadt oder Regierungsbezirk) in Geldersheim, Zirndorf, Regensburg und Nürnberg hatten weder eine Vorstellung von Voraussetzungen, noch von Grenzen polizeilichen Handelns in Unterkünften.

Bei allen bekannten Einsätzen waren immer entweder Unterkunftsbetreiber\*innen, Hausmeister\*innen oder Sozialarbeiter\*innen im Vorfeld verständigt. Sie hätten sich über die Rechtslage, wie auch den Anlass der Einsätze informieren können. Nachfragen unsererseits ergaben häufig, dass Mitarbeiter\*innen die Einsätze zwar oft kritisch sehen, also durchaus Bewusstsein für die Problematik des Schutzes von Wohnraum haben. Doch Interventionen im Vorfeld gab es nie.

Stellt sich die Frage: Wieso nicht? Naheliegender scheint, dass zwar ein grundrechtliches Verständnis vorhanden ist. Dieses jedoch nicht eins zu eins auf Geflüchtete übertragen wird. Gemeinschaftsunterkünfte nicht als Wohnraum oder Geflüchtete nicht als Träger\*innen von Grundrechten anzusehen, ist jedoch rassistisch. Dies geschieht oft unbewusst. Doch gerade in Verbindung mit der Einbindung sozialer Träger und deren Beschäftigten in staatliche Asylpolitik entsteht hier struktureller Rassismus. Eine Auslegung von Menschenrechten nach Aufenthaltsstatus macht einen grundlegenden Loyalitätskonflikt der Sozialen Arbeit zwischen Klient\*innen und staatlichen Organen deutlich. Sie lebt einerseits von Staatsgeldern, ist aber per Definition dazu verpflichtet, Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit und der Menschenrechte zu verteidigen.

Ist die Polizei mal im Haus, ist es mühsam sie wieder rauszubekommen. Was also tun angesichts eines exzessiven und oft rechtswidrigen polizeilichen Umgangs mit dem Recht, in Unterkünften von Geflüchteten einzudringen?

Die Razzien sind Teil der flüchtlingsfeindlichen bayerischen Agenda

Für Betroffene aber auch Beschäftigte gilt – schwer genug – in der konkreten Situation: Ruhe bewahren! Höflich aber bestimmt nach dem Grund und Anlass des Einsatzes fragen! Ausdrücklich erklären, dass man mit dem Vorgehen nicht einverstanden ist! Im Gegensatz zu den Bewohner\*innen, haben Mitarbeiter\*innen in Unterkünften weitreichendere Möglichkeiten im Umgang mit der Polizei – oft eben auch im Vorfeld von Einsätzen. Also: Behördliches Handeln kritisch auf Recht- und Verhältnismäßigkeit zu hinterfragen. Dafür

benötigt es eine Aufklärung von Beschäftigten über die Rechtslage. Dies sollte eigentlich Aufgabe der Regierung, der Kommune sowie der Wohlfahrtsverbände sein. Da offensichtlich die verantwortlichen Einsatzkräfte jedoch keinen Schimmer der aktuellen Gesetzeslage haben, ist es von Seiten der Betreiber\*innen und des Sozialdienstes ratsam, diese im Vorgespräch mit den jeweiligen Dienststellen zu erörtern, um solche Einsätze möglicherweise sogar zu verhindern.

Und auch jeder Unterstützer\*innen von Betroffenen kann helfen bei der Bewältigung und Einschätzung der Geschehnisse, sowie beim Zugang zum Recht. Journalist\*innen sollten, wenn sie über die Einsätze berichten, keinesfalls die Pressemeldungen der Polizei als einzige Quelle übernehmen. Dazu kam es bei den untersuchten Fällen leider häufig. Zu einer neutralen Berichterstattung nach journalistischen Mindeststandards gehört es, beide Seiten zu hören.

Die Razzien sind nicht originär Idee der Polizei. Sie sind Teil der flüchtlingsfeindlichen bayerischen Agenda. Deshalb braucht es dringend politische Interventionen. Hier liegen die Möglichkeiten für eine kritische Öffentlichkeit: Sei es von Oppositionsparteien durch Anfragen an den Landtag. Sei es von außerparlamentarischen Kräften durch aktivistische und informative Kampagnen. Und auch gesellschaftlicher Druck kann ziemlich erfolgreich sein. Konkretes Ansprechen von Abgeordneten ist über Plattformen wie Facebook, Twitter oder Instagram möglich (#Shitstorm). Und auch Nachfragen an das Bayerische Innenministerium sind Formen politischer Einflussnahme.

Kritisch nachfragen, aufstehen und NEIN sagen, wenn Unrecht geschieht

Ob nun Presse, Beschäftigte in Unterkünften oder politische und zivilgesellschaftliche Kräfte – nicht blind der Polizei vertrauen. Keinesfalls ist davon auszugehen, dass die Polizei in jedem Fall die Grenzen ihrer Befugnisse kennt und entsprechend handelt. Diese den Ordnungsbehörden aufzuzeigen, ist und bleibt Aufgabe einer engagierten Zivilgesellschaft. Denn spätestens nach der Entscheidung des BayVerfGH ist klar – die Polizei handelt rechtswidrig, wenn sie ohne konkreten Anlass die Zimmer von Geflüchteten betritt oder gar durchsucht. Deswegen: Kritisch nachfragen, aufstehen und NEIN sagen, wenn Unrecht geschieht.<

Johanna Böhm  
arbeitet beim  
Bayerischen  
Flüchtlingsrat in  
Nürnberg.

Yunus Ziyal ist  
Rechtsanwalt und  
Strafverteidiger.

Beide haben ein  
Autoritätsproblem.

# Grundrecht im Weg

## Das Recht auf Unverletzlichkeit der Wohnung im Kontext von Abschiebungen

Der Berliner Senat hat sich auf einen Umgang mit dem Recht auf Unverletzlichkeit der Wohnung im Zusammenhang mit Abschiebungen aus Geflüchtetenunterkünften geeinigt. Die Einigung lässt befürchten, dass das Grundrecht der Bewohner\*innen weiterhin regelmäßig missachtet wird. Von Sebastian Muy.

Im Jahr 2019 wurde im Berliner Senat monatelang um die Frage gestritten, ob die Polizei rechtlich befugt ist, ohne gerichtlichen Durchsuchungsbeschluss die Schlafzimmer in Flüchtlingswohnheimen zu betreten, um Personen zur Abschiebung abzuholen. Presseberichten zufolge hatte die für die Unterbringung von Geflüchteten zuständige Sozialsenatorin Elke Breitenbach (Linke) die Heimbetreiber\*innen angeschrieben und angewiesen, der Polizei ein Betreten der Zimmer ohne richterlichen Durchsuchungsbeschluss zu untersagen. Innensenator Andreas Geisel (SPD) erklärte, er habe eine „andere Rechtsauffassung“ und kritisierte, eine politische Lösung scheitere am Widerstand von Breitenbach: Der politische Streit würde so auf dem Rücken von Polizist\*innen ausgetragen, die zum Teil schon wegen Hausfriedensbruch angezeigt worden seien.

Ende des Jahres schien der Streit ausgeräumt: Mit einem an die Betreiber\*innen von Flüchtlingsunterkünften gerichteten Schreiben vom 23.12.2019 teilten Breitenbach und Geisel mit, ihre Häuser hätten sich auf einige Eckpunkte zur Rechtslage verständigt. In diesem Schreiben heißt es: „Betreten umfasst die

Umschau in der Wohnung, solange keine weitergehenden Suchhandlungen stattfinden. Die zielgerichtete Suche nach Personen im Rahmen von Rückführungen ist als Durchsuchung zu qualifizieren und setzt die richterliche Anordnung voraus. Ausnahmen liegen bei Gefahr im Verzug oder bei einer Einwilligung durch den Betroffenen/die Betroffene vor.“ Wie Breitenbach laut einem Zeitungsbericht erklärte, solle dieses Schreiben für Rechtssicherheit sorgen, die Betreiber\*innen sollten entlastet werden.

Ob das Schreiben jedoch dazu beiträgt, ist mehr als zweifelhaft. Der Leiter einer Berliner Geflüchtetenunterkunft kritisiert in einem taz-Artikel, die Einigung sei „interpretierbar und schwammig“, die Rechtsunsicherheit bleibe: Auch in Zukunft sei damit zu rechnen, dass Polizeibeamte zum Zweck der Abschiebung ohne Durchsuchungsbeschluss in die Unterkünfte kämen mit der Begründung, sie würden das Zimmer nur „betreten“ und nicht „durchsuchen“. Der Berliner Flüchtlingsrat kritisierte das Einigungspapier daher als „rechtswidrig“. Warum das zutreffend ist, soll in diesem Beitrag erläutert werden.

## Durchsuchung braucht richterliche Anordnung

„Die Wohnung ist unverletzlich“, heißt es in Artikel 13 Absatz 1 Grundgesetz (GG). Als Wohnung im grundrechtlich geschützten Sinne gilt dabei, als „Ort privater Entfaltung“, auch das Zimmer in einer Aufnahmeeinrichtung oder Gemeinschaftsunterkunft, das einem oder einer Asylsuchenden als Wohn- und Schlafraum zugewiesen wird. Daher gilt hier genauso wie für private Mietwohnungen, dass Durchsuchungen nur „durch den Richter, bei Gefahr im Verzuge auch durch die in den Gesetzen vorgesehenen anderen Organe angeordnet und nur in der dort vorgeschriebenen Form durchgeführt werden“ dürfen (Art. 13 Abs. 2 GG).

## **Ohne Durchsuchungsbeschluss kein Betreten von Privaträumen in Flüchtlingsunterkünften**

Aber was ist das überhaupt, eine Durchsuchung? Nach Rechtsprechung des Bundesverwaltungsgerichtes (BVerwG) und des Bundesverfassungsgerichtes (BVerfG) ist eine Durchsuchung „die Suche nach Personen oder Sachen oder die Ermittlung eines Sachverhalts in einer Wohnung“, „das ziel- und zweckgerichtete Suchen staatlicher Organe in einer Wohnung, um dort planmäßig etwas aufzuspüren, was der Inhaber der Wohnung von sich aus nicht offenlegt oder herausgeben will“. Dringen Polizist\*innen gegen den Willen der Betroffenen in deren Wohnung ein, um sie zu ergreifen, handelt es sich also immer um eine Durchsuchung, die einer richterlichen Anordnung bedarf.

Nur bei „Gefahr im Verzug“ kann (gemäß Art. 13 Abs. 2 GG) ausnahmsweise vom Erfordernis einer richterlichen Anordnung der Durchsuchung abgesehen werden, also etwa dann, wenn durch das Einholen der richterlichen Anordnung der Erfolg der Durchsuchung gefährdet wäre. Der Begriff ist jedoch eng auszulegen. Bei Abschiebungen liegt regelmäßig keine „Gefahr im Verzug“ vor, da die Durchführung einer geplanten Abschiebung durch die zeitliche Verzögerung, die durch das Einholen einer richterlichen Anordnung entsteht, in aller Regel nicht ernsthaft gefährdet wird.

Als die Berliner Sozialsenatorin Breitenbach die Unterkünfte im Frühjahr 2019 darauf hinwies, dass es ohne Durchsuchungsbeschluss keine Rechtsgrundlage für ein polizeiliches Betreten/Durchsuchen von Privaträumen in Flüchtlingsunterkünften zur Durchführung einer Abschiebung gebe, gab sie also tatsächlich nur die damalige Rechtslage und den Stand der Rechtsprechung wieder. Insofern erstaunt die Vehemenz, mit der der Innensenator ihr widersprach und damit ein offensichtlich grundrechtswidriges Verwaltungshandeln verteidigte. Der Ärger des Innensensors lag auch darin begründet, dass es damals weder im Bundes- noch im Landesrecht eine gesetzliche Grundlage für die Anordnung einer Wohnungsdurchsuchung zur Durchführung der Direktabschiebung gab – und daher die Ausländerbehörde beim Versuch, bei Gericht einen Durchsuchungsbeschluss zu erhalten, mehrfach gescheitert war.

Am 7. Juni 2019 verabschiedete die Mehrheit des Bundestages, zusammen mit weiteren Gesetzen, das sogenannte „Geordnete-Rückkehr-Gesetz“, von Kritiker\*innen auch „Hau-ab-Gesetz“ genannt. Nur wenige Tage zuvor hatten CDU/CSU und SPD einen Änderungsantrag eingebracht, mit dem in letzter Minute eine Rechtsgrundlage für das behördliche Betreten und Durchsuchen von Wohnräumen zur Durchsetzung von Abschiebungen eingefügt wurde (§ 58 Abs. 5-10 Aufenthaltsgesetz). Weder war Gelegenheit zu einer parlamentarischen Debatte oder einer Sachverständigenanhörung zu dieser Neuregelung noch lag eine schriftliche Gesetzesbegründung vor.

### Neuregelung verfassungswidrig

Die Neuregelung trat am 21.08.2019 in Kraft. Im neuen § 58 Abs. 5 heißt es: „Soweit der Zweck der Durchführung der Abschiebung es erfordert, kann die die Abschiebung durchführende Behörde die Wohnung des abzuschiebenden Ausländers zu dem Zweck seiner Ergreifung betreten, wenn Tatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, dass sich der Ausländer dort befindet.“ Von diesem „Betreten zum Zweck der Ergreifung“ wird in § 58 Abs. 6 die Durchsuchung abgegrenzt: „Soweit der Zweck der Durchführung der Abschiebung es erfordert, kann die die Abschiebung durchführende Behörde eine Durchsuchung der Wohnung des abzuschiebenden Ausländers zu dem Zweck seiner Ergreifung vornehmen.“ Die Durchsuchung erfordert gemäß Abs. 8 eine richterliche Anordnung oder aber das Vorliegen von „Gefahr im Verzug“.

Angesichts der oben dargestellten obergerichtlichen Rechtsprechung zu Artikel 13 GG verwundert es nicht, dass diese gesetzliche Festschreibung der Differenzierung zwischen Durchsuchung (die einen richterlichen Durchsuchungsbeschluss erfordert) und Betreten zur Ergreifung (die auch ohne richterlichen Durchsuchungsbeschluss zulässig sein soll) auf (verfassungs-)rechtliche Bedenken stößt. Die Wissenschaftlichen Dienste des Bundestages stellen in einer Ausarbeitung vom August 2019 fest, dass Maßnahmen, bei denen das Betreten einer Wohnung dem Auffinden und Ergreifen einer abzuschubenden Person dient, der jüngeren Rechtsprechung zufolge eine Durchsuchung im Sinne des Art. 13 Abs. 2 GG darstellt und in der Konsequenz „in verfassungskonformer Auslegung des § 58 AufenthG nicht Abs. 5, sondern die Abs. 6 bis 9 maßgeblich“ seien – also weiterhin regelmäßig eine richterliche Anordnung einzuholen sei. Ähnlich kommt der Hamburger Rechtsanwalt Heiko Habbe in einer Beilage zum Asylmagazin zum Ergebnis, dass „die einzig rechtskonforme Konsequenz aus der neuen bundesgesetzlich geschaffenen Lage, dass – aus Achtung vor dem Grundrecht und zur Abwendung eines Unterliegens vor Gericht – die Anwendung von § 58 Abs. 5 AufenthG ausgesetzt wird, bis eine verfassungskonforme Rechtsgrundlage geschaffen ist. Möglich und zulässig ist allein, Maßnahmen als Durchsuchung auf § 58 Abs. 6 AufenthG zu stützen – mit entsprechender richterlicher Anordnung.“ Der Berliner Rechtsanwalt Volker Gerloff begründet in seiner sehr ausführlichen Stellungnahme, warum die gesetzliche Neuregelung in mehrfacher Hinsicht verfassungswidrig ist. Die Umbenennung einer Wohnungsdurchsuchung als Betreten diene offensichtlich dazu, das Erfordernis einer richterlichen Anordnung zu umgehen und damit die geltende Rechtsprechung und ein verfassungsmäßig garantiertes Grundrecht auszuhebeln.

Die Gesetzeslyrik der Neuregelung ließe sich – zugespitzt – auf folgenden faktischen Sinngehalt zusammenfassen: „a) Ausländerbehörde und Polizei können und sollen tun, was zur Abschiebung nötig ist, b) Rechte der Bewohner der Sammelunterkünfte sind außer Acht zu lassen, c) das Ganze wird solange betrieben, bis es einem Kläger gelingt, vor das BVerfG zu ziehen“.

## Rechtsmittel gegen Rechtsverletzungen

Gerloff zufolge kalkuliert der Gesetzgeber mit der Neuregelung ein, „dass die Betroffenen keine Rechtsmittel geltend machen können oder wollen – entweder sind sie abgeschoben oder so eingeschüchtert, dass sie Angst vor dem Rechtsweg haben. Selbst wenn sich ein Kläger finden würde, müsste dieser mit einem jahrelangen Verfahren rechnen.“ Dennoch – oder eher gerade deswegen – stellt Gerloff am Ende seiner Ausarbeitung zur

## ***Rechte der Bewohner\*innen werden außer Acht gelassen***

Rechtslage dar, welche Rechtsschutzmöglichkeiten Menschen haben, die von rechtswidrigen polizeilichen Wohnungsdurchsuchungen betroffen sind beziehungsweise waren. Eine Möglichkeit ist die Feststellungsklage, also ein Antrag einer betroffenen Person ans Verwaltungsgericht, um die Rechtswidrigkeit der Maßnahme festzustellen. Klagebefugt ist jede Person, die in ihren subjektiven Rechten verletzt sein könnte. Das kann die betroffene Person selbst, gegen die sich die Durchsuchung gerichtet hat, sein, aber auch Personen, die im gleichen Zimmer wohnen. Auch die Unterkunftsleitung – als Inhaberin des Hausrechts – ist gegebenenfalls klagebefugt, wenn sie der Polizei den Zutritt zur Unterkunft untersagt hat und sich die Polizei hierüber hinweg gesetzt hat. Bei der Klage muss eine ladungsfähige Anschrift angegeben werden, die sich im Inland oder im Ausland befinden kann. Eine weitere Möglichkeit ist der Strafantrag: Betroffene der Maßnahme und Unterkunftsbetreiber\*innen können innerhalb von drei Monaten nach der Tat Strafantrag wegen Hausfriedensbruch (§ 123 Strafgesetzbuch) gegen die durchführenden Beamt\*innen stellen. Gemäß § 36 des Beamtenstatusgesetzes tragen (Polizei-)Beamt\*innen für die Rechtmäßigkeit ihrer dienstlichen Handlungen die volle Verantwortung und unterliegen der Remonstrationspflicht, das heißt sie sind dazu verpflichtet, Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit dienstlicher Anordnungen gegenüber ihren Vorgesetzten geltend zu machen, um nicht persönlich für aus der Maßnahme resultierende Rechtsverletzungen verantwortlich zu sein.<

Sebastian Muy  
*arbeitet im Beratungs- und Betreuungszentrum für junge Flüchtlinge (BBZ) in Berlin und forscht zur Sozialen Arbeit in Aufnahmeeinrichtungen.*



**GEMEINSCHAFTS  
EIGENTUM**



# Grundrechte bitte am Eingang abgeben

Hausordnungen sollen das Zusammenleben harmonisch gestalten. In vielen Lagern für Geflüchtete bewirken sie das Gegenteil: Sie normalisieren einen Ausnahmezustand. Einblicke in ein Zuhause, das keines ist. Von LEA Watch Freiburg.

**S**tellen Sie sich folgendes Szenario vor: Sie ziehen in eine Wohngemeinschaft in einem Mehrfamilienhaus. Am Eingang müssen sie bei der Hausverwaltung ihren Hausausweis vorzeigen, die ihre Anwesenheitszeiten in ein System einpflegt. Bei routinemäßigen Taschenkontrollen geben sie rohe Lebensmittel an der Pforte ab – sie könnten sonst versuchen, damit zu kochen. Ihre Vermieterin kommt unangekündigt vorbei, um sie hinsichtlich Sauberkeit und Hygiene zu sensibilisieren. Das dient allein ihrem Schutz, denn es ist die einzige Möglichkeit, um den Brandschutz ausreichend zu gewährleisten. Alle zwei Tage klopft sie an ihrer Zimmertür, die wie ihre Wohnungstür ohnehin kein Schloss hat. Damit alle Bewohner\*innen gut und gerne im Haus leben, herrscht absolutes Rauch- und Alkoholverbot. Aus Rücksicht vor ihren Mitbewohner\*innen dürfen sie keinen Besuch empfangen. Falls sie beim Essen nachschöpfen, müssen sie ihren Hausausweis nochmal einscannen. Regelmäßig schaut auch eine Polizeikommissarin vom benachbarten Revier vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Empört stellen sie ihre Vermieterin zur Rede, die ihnen bereitwillig die Hausordnung austeilt. Ernüchtert stellen sie fest, dass dort alle erlebten Einschränkungen festgehalten sind.

An der Stelle lässt sich über den eigenen Handlungsspielraum nachdenken. Es müsste doch ein Leichtes sein, zum Mieterschutzverein zu gehen oder eine Rechtsanwältin zu beauftragen. Mit Sicherheit wird sich dann alles schon regeln. In Deutschland gelten Grundrechte für alle und solche Zustände kann es 2020 in einem funktionierenden Rechtsstaat nicht geben – Eine schöne Vorstellung. Doch für Geflüchtete sind die beschriebenen Repressionen in den Lagern alltägliche Realität. Was bleibt, ist die Frage, wie solche Zustände möglich sind, wenn insbesondere gegenüber Geflüchteten häufig eine strenge Rechtstreue eingefordert wird?

## Abschreckung statt Erstaufnahme

In Freiburg sind wir seit 2018 mit dieser Frage konfrontiert. Seitdem wird in der Stadt eine Landeserstaufnahmeeinrichtung betrieben. Nach Beendigung der Baumaßnahmen soll die Einrichtung Platz für 800, bei Bedarf für bis zu 1800 Menschen bieten. Was in der Abkürzung *LEA* als harmloser Name erscheint, erweist sich im Kern als funktionales Lager. Der Begriff der „Erstaufnahme“ wird spätestens mit den letzten Gesetzesverschärfungen zur Absurdität, wenn Asylsuchende künftig in der Regel bis zu 18 Monate

verpflichtet sind, dort zu leben. Bei der Errichtung der ersten Lager für Geflüchtete brachte der damalige baden-württembergische Ministerpräsident Lothar Späth 1982 deren Funktion noch offen rassistisch auf den Punkt: „Die Buschtrommeln werden in Afrika signalisieren – kommt nicht nach Baden-Württemberg, da müsst ihr ins Lager.“ 2017 wurde das von Angela Merkel zeitgemäß aktualisiert: „Wir arbeiten daran, dass Rückführungen möglichst aus den Erstaufnahmeeinrichtungen erfolgen können; denn wir wissen:

## **Freiburger Hausordnung: Selbst bei Abwesenheit der betreffenden Person kann das Privatzimmer betreten werden**

Wenn Menschen erst einmal durch ehrenamtliche Helfer in Kommunen integriert werden, dann ist die Rückführung sehr viel schwerer und schwieriger.“ Das Lager ist damit der Ort, an dem sich die moderne Asylpolitik zeigt. Den Verantwortlichen geht es um Abschreckung, Vereinfachung von Abschiebungen sowie eine in vielerlei Hinsicht problematische Zentralisierung und Beschleunigung der Asylverfahren – nicht um eine Erstaufnahme.

Diese politischen Ziele zeigen sich vor allem in den Asylrechtsverschärfungen der vergangenen Jahre. Sie schlagen sich aber auch in der lokalen Ausgestaltung der Lager nieder. Hier lohnt ein Blick in die jeweilige Hausordnung. In der alten Fassung der Freiburger Hausordnung wurden die Privatzimmer noch als Wohnungen im rechtlichen Sinne anerkannt. Das Grundgesetz erlaubt das Betreten von Wohnungen durch Dritte nur bei Vorliegen einer Erlaubnis durch die Bewohner\*innen oder einer dringenden Gefahr. Die neue Fassung der Hausordnung legt diese Gefahr sehr weit aus, wenn die Behebung „hygienischer Mängel“ die Betreiber\*innen dazu befugt, selbst bei Abwesenheit der betreffenden Person das Privatzimmer zu betreten. Dabei wird mit „Sicherheit und Ordnung“ sowie Brandschutz argumentiert. Auf unsere Nachfrage wieso hierzu regelmäßig auch Polizeibeamt\*innen die Zimmerkontrollen begleiten, antwortet die zuständige Landesbehörde: „Durch die Begleitung können sich die Polizisten bei den Bewohnerinnen und Bewohnern bekannt machen und mit diesen ins Gespräch kommen. Dadurch werden

Berührungsängste abgebaut.“ Erst kürzlich eskalierte ein solches „Bekanntmachen“ derart, dass sich ein Bewohner mit fünf Verantwortlichen eingeschlossen in seinem Zimmer konfrontiert sah. Der Betroffene berichtet von Übergriffen seitens der Polizei, die sich angesichts der ungleichen Verteilung der Zeug\*innen kaum beweisen lassen. Auf unsere Nachfrage was passiert, wenn Bewohner\*innen die Zimmerkontrolle verweigern, antwortet dieselbe Behörde: „Nach Möglichkeit wird im Dialog mit den Personen eine Freiwilligkeit hergestellt.“ Hier zeigt sich vergleichbar zur Konstruktion sogenannter freiwilliger Ausreisen ein krudes Verständnis von Freiwilligkeit. Letztlich findet eine Umkehr der dringenden Gefahr statt: Ihr wird nicht vorgebeugt, sie entsteht vielmehr erst durch solche Zimmerkontrollen.

Auch der Zugang zum Gelände wird in Freiburg mit „Rücksicht auf die Sicherheit“ der Einrichtung weitgehend reglementiert. Bewohner\*innen müssen am Eingang ein „Zutrittsdokument“ vorzeigen und Taschenkontrollen über sich ergehen lassen. Durch die systematische Erfassung von An- und Abwesenheitszeiten werden Anwesenheitsprofile erstellt. Intuitiv erscheinen Zutrittskontrollen zunächst nachvollziehbar, da bei Großveranstaltungen oder an Flughäfen ebenfalls Personenkontrollen durchgeführt werden. Der gravierende Unterschied besteht darin, dass beispielsweise ein Stadionbesuch auf freiwilliger Basis stattfindet. Die Geflüchteten müssen diese Kontrollen jedoch jedes Mal durchlaufen, wenn sie ‚nach Hause‘ kommen oder das Lager verlassen.

### **Kontrolle wird zum Alltag**

Aktuellen Rechtsgutachten zufolge sind Zugangskontrollen auf ein Minimum zu begrenzen. [1] Damit bestehen Spielräume in der Rechtsauslegung. Es bleibt jedoch schleierhaft, wieso nicht eine Sichtkontrolle und das Vorzeigen des Ausweises ausreicht. Die umfangreichen Eingangskontrollen entpuppen sich so als Schikanemoment. Bei generellen Besuchsverböten ist die Rechtslage dagegen eigentlich eindeutig: Pauschale Zutrittsverbote sind rechtswidrig. Selbst Einschränkungen, die Besuche nur zu bestimmten Zeiten zuzulassen, stellen bereits einen unverhältnismäßigen Eingriff in Grundrechte dar. Entgegen dieser Rechtsauffassung ist in der Freiburger Hausordnung festgehalten, dass Besucher\*innen ein „berechtigtes Interesse“ nachweisen müssen. Außenstehende erhalten in Freiburg deswegen nur Zugang, wenn sie ein aufwändiges Verfahren durchlaufen und einen Ehrenamtsausweis erhalten haben. Praktischerweise entledigt sich die Lagerleitung damit der zivilge-



**GEMEINDE  
EIGENTUM**

A stylized, high-contrast illustration of a hand holding a white, cylindrical object. The hand is rendered in shades of gray, with the fingers gripping the object. The object has a white rectangular label on its side with the text 'GEMEINDE EIGENTUM' printed in bold, black, uppercase letters. The background is solid black, making the hand and object stand out.

**GEMEINDE  
EIGENTUM**



sellschaftlichen Kontrolle. Inwiefern die ohnehin beschränkten Rechte im Alltag eingehalten werden, entzieht sich so der Kenntnis der Öffentlichkeit.

Ein weiteres Beispiel für die allgegenwärtige Kontrolle stellt das Alkohol- und Rauchverbot dar. Selbst in Hafträumen in Justizvollzugsanstalten ist das Rauchen erlaubt. Insgesamt zeigen diese Beispiele, dass die Hausordnungen offensichtliche Widersprüche enthalten. Am meisten bekommen diese Rechtsverletzungen die Bewohner\*innen zu spüren. Das Leben im Lager bedeutet ein Leben unter enorm belastenden Bedingungen mit der ständigen Angst vor Übergriffen oder Abschiebung. In Freiburg sind, mit Ausnahme des Familientrakts, die Zimmer nicht abschließbar. Die in der Hausordnung versprochene „Sicherheit“ kann so im besten Fall große Schäden wie einen Großbrand verhindern. Im schlechtesten Fall heißt es etwa auch, dass Einzelpersonen zu jeder Tages- und Nachtzeit damit rechnen müssen, dass bewaffnete Security oder Polizist\*innen in ihr Schlafzimmer eindringen. Zynisch werden diese Rechtsbrüche dann, wenn Geflüchtete im selben Lager Rechtsstaatsunterricht von Verwaltungsrichter\*innen besuchen sollen. Hier zeigt sich die Doppelmoral: Geflüchtete sollen im Unterricht für eine gesetzeskonforme Lebensweise sensibilisiert werden, obwohl ihre Grundrechte außerhalb des Unterrichts zeitgleich mit Füßen getreten werden. Perfiderweise werden die Geflüchteten auch in der öffentlichen Wahrnehmung

für Konflikte in den Lagern verantwortlich gemacht. Nahezu alle bürgerlichen Parteien nähren einen Rechtsstaatsdiskurs, in dem Geflüchtete allzu oft als Kriminelle stigmatisiert werden. So war im Zusammenhang mit der verhinderten Abschiebung in Ellwangen 2018 von „Staatsversagen“ die Rede, obwohl die Polizeirazzia ohne rechtliche Grundlage stattfand und damit illegal war. Nach wie vor ist das jedoch eine Randnotiz. Indem Geflüchtete in den Lagern als gesichtslose Masse erscheinen, wird ein perfekter Nährboden für rassistische Vorurteile kreiert. Einmal

*„Mit der Härte des Rechtsstaats“ – Ende eines Polizeieinsatzes in der Landeserstaufnahmeeinrichtung Freiburg 2018.*  
Quelle: Radio Dreyeckland

## ***Indem Geflüchtete in den Lagern als gesichtslose Masse erscheinen, wird ein perfekter Nährboden für rassistische Vorurteile kreiert***

mehr zeigt sich dabei, dass nicht die Geflüchteten per se kriminell sind, sondern gerade deren Lebensbedingungen Ausschreitungen begünstigen. Die massiven Grundrechtsverletzungen werden im Diskurs vom stereotypen Bild des „kriminellen Flüchtlings“ kaschiert. Dadurch wird der Ausnahmezustand in solchen Lagern legitimiert. Und das ist das eigentlich Gefährliche daran. Zusammen mit den kruden Konstruktionen in den Hausordnungen gewinnen Lager insgesamt an Normalität.



Erlaubt



Nicht erlaubt

## Möglichkeiten des Widerstands

Erst seit Kurzem werden die Migrationsforschung und Rechtswissenschaft auf das Thema aufmerksam. In der Praxis ist es kompliziert gegen diese Rechtsbrüche vorzugehen. „Wo kein Kläger, da keine Richterin“ beschreibt sehr treffend, wie solche Unrechtmäßigkeiten Bestand haben. Rechtlich sind häufig nur Betroffene befugt, gegen ihre Rechtsbeschneidung vorzugehen. Für viele Geflüchtete ist es in ihrem prekären Status als Asylsuchende jedoch kaum möglich, eine weitere Belastung durch ein Klageverfahren auf sich zu nehmen. Zudem droht ihnen direkte Repression. Immer wieder haben wir die Erfahrung gemacht, dass Geflüchtete, die ihre Meinung vertreten, kurzerhand verlegt werden. Für die Betroffenen ist das häufig mit einem existenziellen Verlust verbunden, da sie dadurch ihr gesamtes soziales Umfeld verlieren. Als Unterstützer\*innen haben wir in einem ersten Schritt eine Broschüre herausgegeben, in der die Rechte für Bewohner\*innen in Landeserstaufnahmeeinrichtungen verständlich aufgelistet sind.

LEA-Watch *hat sich als Zusammenschluss von Aktiven aus verschiedenen antirassistischen Initiativen in Freiburg gegründet.*  
[www.leawatch.no-blogs.org](http://www.leawatch.no-blogs.org)

Dieser „Grundrechte-Guide“ soll den Bewohner\*innen eine erste Orientierung bieten. Außerdem besteht die Möglichkeit, gesammelt gegen das Besuchsverbot vorzugehen. Da dabei auch Rechte von Dritten tangiert werden, lassen sich die erteilten Zutrittsverbote bei Besuchsversuchen dokumentieren und von Unterstützer\*innen vor Gericht bringen. Zudem haben wir ein Rechtsgutachten in Auftrag gegeben, das die mangelhafte Gestaltung der Hausordnung belegen und damit als Argumentationsgrundlage dienen soll. Es bestehen also Möglichkeiten, sich den Restriktionen entgegenzustellen. Wenn die Lager auf Isolation und Ausgrenzung gepolt sind, muss die Antwort Solidarität heißen. Dabei kann jeder Kontakt hilfreich sein. Klar ist aber auch, dass es nicht nur darum gehen kann, die Lebensumstände im Lager zu verbessern. Wenn Geflüchtete sich selbstversorgen dürfen oder Zimmerkontrollen aufhören, sind das wichtige Teilerfolge. Selbst dann bleiben Lager jedoch unmenschlich und gehören abgeschafft.



**GEMEINDE  
EIGENTUM**

**GEMEINDE  
EIGENTUM**



# Warten auf ein Zuhause

Milan, 47 Jahre, aus der Slowakei, erzählt über sein Leben als obdachloser Rom in Dresden.

Ich bin in der Slowakei geboren, in Rimavská Sobota, in einem Roma-Viertel. Meine Mutter hat gearbeitet, mein Vater nicht. Ich bin sehr gut aufgewachsen, bin in die Schule gegangen, bis zur achten Klasse. Viele Roma in diesem Ort haben es nicht bis zur achten Klasse geschafft, weil es keine Möglichkeiten gab. Ich habe dann Maurer gelernt. Nach der Ausbildung bin ich für eineinhalb Jahre zur Armee gegangen und habe danach als Maurer gearbeitet und von meinen Eltern Unterstützung bekommen. Da, wo ich wohnte, haben nur Roma gelebt, wir waren raus aus allen anderen Gemeinschaften. Ich hatte natürlich viele Freunde dort. Es gab auch Zeiten, wo es sehr schlecht war. Aber es gab auch gute Zeiten. Am meisten gab es dort Armut. Als Kind hatte ich das Glück, dass mein Vater mich immer unterstützt und vor schlechten Sachen bewahrt hat. Ich sollte gut sein und nicht so böse Sachen machen. Gott sei Dank habe ich keine Drogen genommen wie viele andere Kinder.

In der Zeit, in der ich dort gelebt habe, hat die Schule noch sehr gut funktioniert und auch der Kindergarten. Jetzt funktioniert es überhaupt nicht mehr. Zu meiner Zeit wurde da noch alles nach kommunistischen Regeln umgesetzt. Also bei den Kommunisten ist klar, dass jeder arbeiten muss. Wer nicht gearbeitet hat, kam ins Gefängnis. Es war überall so.

In meiner Kindheit hat mir nicht gefallen, dass Roma und Nicht-Roma unterschiedlich behandelt wurden. Zum Beispiel gab es eine Roma-Klasse und eine Klasse für slowakische Kinder. Als ich klein war, habe ich nicht gewusst, was Rassismus ist. Aber ab dem 18./19. Lebensjahr habe ich das dann selbst erlebt und gefühlt.

Diesen Rassismus habe ich erst gemerkt, als die Demokratie kam. Da ist etwas passiert zwischen den Kindern und zwischen den Erwachsenen. Ich habe es am eigenen Leib erfahren. Ich war unterwegs mit meiner Frau und zwei kleinen Kindern und wurde auf der Straße überfallen. Ich wurde geschlagen und beleidigt. Sie sagten zu mir: „Du schwarzer Pilz. Was hast du hier auf der Straße zu suchen?“ Um uns herum waren überall Leute, die nichts getan haben. Sie haben einfach zugeschaut. Als ich noch gearbeitet hatte, war Rassismus kein Thema, weil mein Kollektiv nur aus Roma bestand. Aber bei der Armee habe ich den Rassismus gefühlt. Da wurde mir deutlich gemacht, dass ich zu den Roma gehöre. Als Rom musste ich mehr machen als alle anderen, zum Beispiel Doppelschichten.

Die Firma, bei der ich gearbeitet habe, ging langsam kaputt. Irgendwann gab es für niemanden mehr Arbeit. Ich bin dann nach Deutschland gekommen, um Arbeit zu finden. Ich bekomme überhaupt keine Arbeit. Wenn ich anrufe, gibt es kein Problem, dann werde ich zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Sobald ich vor der Tür stehe und sie sehen, dass ich ein Rom bin, ist die Stelle schon vergeben. Ich war auch in Italien, aber weder dort noch in Deutschland ist es mir bisher gelungen, Arbeit zu finden.

Seit fünf Jahren lebe ich jetzt hier, nicht immer, aber regelmäßig. Ich habe kein Geld für ein Hostel, deswegen schlafe ich auf der Straße. Das wichtigste, was ich habe, ist der Schlafsack. Ich mache pantomimische Figuren auf der Straße. Mit dem kleinen Bisschen, was ich damit verdiene, unterstütze ich meine Familie. Ich habe fünf Kinder, drei erwachsene

und zwei kleine Kinder. In der Slowakei bekommen meine Familie und ich nur 200 Euro. Davon können wir nicht leben. Ich bin lieber auf der Straße und verdiene so Geld, als noch zu Hause zu sein und nichts tun zu können. Ich habe auch hier schon Diskriminierung erlebt. Zum Beispiel wurde ich in der Straßenbahn als „dreckiger Zigeuner“ beschimpft oder sie sagten: „Ausländer raus, die sollen nach Hause gehen, arbeiten.“ In solchen Situationen hat mir nie ein Mensch geholfen. Die haben sich einfach umgedreht, als ob nichts passiert wäre, sie nichts gehört hätten.

In Dresden schlafe ich an unterschiedlichen Orten. Beim Museum, manchmal bei der Caritas, wo man einen Euro bezahlt. Aber das ist ganz selten, weil sie keine slowakischen oder tschechischen Leute, also Roma, reinlassen wollen. Es geht direkt um Roma. Im Sommer ist es besser, weil man dann überall gute

## ***Es ist ein großes Thema für mich, ein eigenes Zuhause zu haben***

Schlafplätze findet. Wir schlafen immer mit mehreren Personen an einem Ort, mal drei, mal vier Leute, damit wir aufeinander aufpassen können. Es ist auch schon passiert, dass uns jemand gestört und uns nicht in Ruhe gelassen hat. Deswegen haben wir auch die kleine Gruppe, damit wir uns gegenseitig helfen und aufeinander aufpassen können. Es ist auch schon passiert, dass uns die Polizei weggeschickt hat. Da mussten wir aufstehen und zum Hauptbahnhof gehen, wo wir bis zum Morgen in der Wärme gesessen haben. Ich kümmere mich außerdem jeden Tag um einen alten Mann, der blind ist und auch auf der Straße lebt. Ich kümmere mich um sein Essen und Trinken. Morgens um sieben stehe ich auf. McDonald's ist die erste Station. Dort verbringe ich meistens zwei Stunden, um mich aufzuwärmen und Kaffee zu trinken. Von zehn bis siebzehn Uhr mache ich meine Figur, manchmal sammle ich auch Flaschen. Danach gehe ich in die Altmarktgalerie, um etwas zu essen und mich aufzuwärmen. Meistens sind wir bis abends um acht Uhr da und um zehn gehen wir dann schlafen. Es ist unterschiedlich, manchmal ist es sogar Mitternacht, je nachdem. Und so läuft das dann jeden Tag.

Freundschaften gibt es und zwar zwischen verschiedenen Nationalitäten wie Polen, Serben, Slowenen. Zum Beispiel ist ein Treffpunkt am Albertplatz, beim Brunnen oder bei der Treberhilfe. Ich vertraue meinen Freunden hundertprozentig. Ich muss, sonst würde ich nicht überleben auf der Straße. Wir helfen uns gegenseitig. Zum Beispiel wenn es um das Essen geht. Wenn einer kein Essen hat, kauft der Andere etwas und teilt das. Ein anderes Beispiel: „Komm, du hast eine große schwere Tasche, ich helf dir.“ Wir sprechen miteinander. Zum Beispiel: „Wo schläfst du heute und wo hast du deine Flaschen gesammelt“ und solche Sachen. Ich habe auch Angst, aber das darf ich nicht zeigen, sonst würde ich auf der Straße nicht überleben. Das Wichtigste ist, dass mich niemand überfällt. Also nicht bloß konkret mich, sondern die kleine Gruppe.

Das Wort Zuhause ist ein sehr schönes Wort. Das habe ich aber nicht, also ich habe kein Zuhause und warte jeden Tag auf die Situation, in der ich sagen kann, mein Zuhause. Es ist ein großes Thema für mich, ein eigenes Zuhause zu haben. Und wenn du ein eigenes Zuhause hättest, ob du mich da rein lassen würdest. Oder mal sagen würdest: „Komm zu mir.“ Das ist das Thema.

Am Tag verdiene ich 20 bis 25 Euro, wenn ich 30 habe, ist es schon sehr gut. Das brauche ich zum Essen, Trinken und ich rauche. Und was übrigbleibt, lege ich zur Seite, um meiner Familie zu helfen. Zehn Euro brauche ich ungefähr am Tag für Essen und Trinken. Wenn es sehr kalt ist, kann ich nicht so lange als Figur stehen, dann mache ich etwas anderes: Ich setze mich hin und bettle. Und das ist ein Unterschied. Wenn ich die Figur mache, ist es für mich angenehmer, weil die Leute dann gerne Geld geben und auch gerne Bilder machen. Also ich tue nichts, was strafbar ist. Angemalt sieht man ja auch nicht, wer ich bin. Und wenn ich dann auf der Straße bettle, ist es ganz anders. Wenn ich die Figur mache, gehen die Menschen mit mir gut um, machen Fotos mit mir. Wenn ich auf der Straße sitze und bettle, dann fallen auch Worte wie: „Warum sitzt du hier, verschwinde!“ Also es ist ein großer Unterschied, ob ich die Figur mache oder bettle, weil man dann sieht, dass ich ein Rom bin. Und wenn ich als Figur stehe, dann wissen sie nicht, dass ich zu den Roma gehöre und gehen mit mir ganz anders um. Das ist ein großer Unterschied!

Seitdem eine Romni bei der Treberhilfe arbeitet, bekomme ich große Hilfe. Ich komme gerne her, auch zum Reden. Vorher sind wir gekommen, um zu essen, zu duschen und Kleidung zu bekommen. Jetzt bin ich

da, nicht bloß wegen der Kleidung und des Essens, sondern auch als Mensch. Bisher hat mir niemand geholfen. Auch kein Sozialamt. Wenn ich dorthin gehe, fragen sie zuerst, ob ich deutsch spreche. Nein. Ich muss erstmal zur Schule gehen, um Deutsch zu lernen, dann kann ich wiederkommen.

Das Wichtigste in Deutschland ist, Arbeit zu finden. Dann kann ich meine Familie holen und meine Kinder können normal groß werden. Dass es meinen Kindern gut geht, ist das Wichtigste. Sodass sie nicht fühlen müssen, dass sie Roma sind. Dass sie ein besseres Leben haben. Ein ganz normales Leben möchte ich für die Kinder. Also ganz normal, damit sie sich nicht fühlen müssen wie in der Slowakei als Roma. Dass sie nicht spüren, dass sie Roma sind, das ist normales Leben. Also an erster Stelle Arbeit, Schule für die Kinder, dass sie etwas lernen, eine Ausbildung, damit sie nicht fühlen, dass sie Roma sind. Mein Gefühl ist: Ein Roma-Mensch ist unnormal.

Was meine Zukunft betrifft, kann ich nichts sagen. Es kommt, wie es kommt. Ich lebe von Tag zu Tag und mache keine Pläne. Ich weiß, dass ich nicht immer auf der Straße leben will.<

Zuhause bedeutet für mich eigentlich, ein Zuhause zu haben, ganz einfach.

*Erfahrungen von Obdachlosigkeit und Migration – Eine Broschüre von RomaRespekt und Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen*

*Die Broschüre veröffentlicht Erfahrungen von Obdachlosigkeit und Migration. Vier obdachlose Menschen geben Einblicke in ihr Leben auf der Straße. Diese Menschen gehören zur größten Minderheit Europas – den Rom\*nja. Sie sprechen über die Unmöglichkeit des Lebens im Herkunftsland, über das Überwinden der vielen Kilometer in Europa und über ein Leben ohne Sicherheit. Sie sprechen über Elternschaft und Zuhause. Wir erfahren von Mobilität und permanenter Aktivität. In der Broschüre werden Lebensgeschichten von wohnungs- beziehungsweise obdachlosen Rom\*nja dargestellt, die ihren Alltag überwiegend im öffentlichen Raum organisieren.*

*Die Broschüre kann bei Weiterdenken – Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen bestellt werden.*



رائحة البحر الرائحة  
صوت الأصوات الجميل  
مع الهواء العليل ليلاً  
أثناء السير مع الأصدقاء على الكورنيش  
ولدنا القليل من الجوع، كنا نذهب  
إلى بائع الفول.

- Salzige Meeresluft
  - Meeresrauschen
  - Kühle, klare Nacht
- Bei einem abendlichen Spaziergang  
am Strand kauften wir uns beim  
Bohnenverkäufer etwas zu essen.

# „Eine gute Möglichkeit, ein Zuhause zu geben“

Thomas und Inge Schröder haben 2015 beschlossen, drei afghanische Jugendliche als Pflegekinder aufzunehmen. Im Interview mit Agnes Andrae erzählen sie, welche Erfahrungen sie gemacht haben und welche Hürden sie (immer noch) zu meistern haben.

Agnes Andrae: Sie haben vor fünf Jahren entschieden, drei 16-jährige aus Afghanistan aufzunehmen. Wie kam es dazu?

Inge Schröder: Ich war bei der Hausaufgabenbetreuung ehrenamtlich tätig. Wir wohnen auf einem kleinen Dorf. Als 2015 viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen, wurde dort eine Unterkunft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge gesucht. Diese wurde in einem Gästehaus einer Wirtschaft eingerichtet. Ich bin dann von der Hausaufgabenbetreuung zur Unterkunft auf unserem Dorf gewechselt. Und da haben wir dann – nun ja – versucht, irgendwas zu machen. Damals lief alles ziemlich durcheinander. Das Dorf war in heller Aufregung wegen der vielen unbegleiteten jungen Männer.

Agnes Andrae: Was heißt, es lief durcheinander?

Thomas Schröder: Es lief von Anfang an alles recht unkoordiniert ab. Unser Dorf wurde erstmal überrollt.

Inge Schröder: In einem paar hundert Seelendorf sind auf einmal Flüchtlinge angekommen. In der Wirtschaft gab es ein großes Treffen, wo der ganze Saal voll war und alle ihre Bedenken und so weiter geäußert haben. Aber es waren auch einige dort, die Deutschunterricht anbieten wollten. Es ist sehr viel passiert. Wir selbst haben einen Bauernhof gehabt und haben ein großes Haus. Wir hatten ein paar Zimmer frei, weil meine Eltern gestorben sind. Wir hatten die schon öfters untervermietet. Und so haben wir uns dann überlegt, Flüchtlinge aufzunehmen. Die Flüchtlinge mussten aus dem Haus der Wirtschaft wieder raus, weil es nicht wintertauglich war. Und keiner wusste genau, wo sie hinkommen und einige hatten im

Dorf schon Kontakte geknüpft. Dann haben wir beim Jugendamt gesagt, wir würden gerne zwei Jugendliche aufnehmen.

Agnes Andrae: Wie kam es dann, dass Sie doch drei Jugendliche aufgenommen haben?

Inge Schröder: Wir wollten uns niemanden aussuchen. Im Dorf gab es einen Ehrenamtlichen, der sehr viel Zeit mit den Jugendlichen verbracht hat und sie sehr gut kannte. Wir haben mit ihm gesprochen und wollten, dass er uns zwei Jugendliche vermittelt, von denen er weiß, dass sie es auf dem Dorf langfristig aushalten. Vor allem aber auch mit uns. Karim\* und Hussein\* kamen da in Frage. Sie waren aber eine Dreierclique, gemeinsam mit Ahmadi\* (\*Die Namen wurden geändert). Wir haben uns alle erstmal kennengelernt. Und so fiel die Entscheidung, auch Ahmadi aufzunehmen.

Agnes Andrae: Sie haben ja auch eigene Kinder. Wo wohnen die?

Inge Schröder: Momentan ist es bei uns so, dass mein Sohn mit seiner Frau bei uns im Haus lebt. Meine andere Tochter wohnt in Nürnberg, und unsere dritte Tochter hat drei Kinder und wohnt zehn Kilometer von uns entfernt.

Thomas Schröder: Unsere dritte Tochter ist auch dauernd bei uns. Wir sind halt Oma und Opa. Das Haus ist immer voll.

Agnes Andrae: Wie ist das damals abgelaufen? Was für bürokratische Schritte mussten Sie unternehmen?

Inge Schröder: Normalerweise ist das ein ziemlich großes Prozedere. Man wird auf Herz und Nieren geprüft. Auch finanziell. Man muss ein erweitertes Führungszeugnis abgeben. Dann muss man auch beim Jugendamt Gespräche führen. Normalerweise muss man verschiedene Module besuchen, wo vieles erklärt und besprochen wird. 2015 aber hat man nur sagen müssen, man will Pflegekinder oder könnte sich das vorstellen.

Thomas Schröder: Dann kamen die erstmal zu uns und der ganze Bürokratismus wurde hinten nachgeschaltet. Also andersrum wie sonst. Es war eine Ausnahmesituation. Im Laufe der Zeit haben wir die ganzen Erfordernisse nachgeholt, sprich die Papiere besorgt, Gespräche mit dem Jugendamt geführt und die Module in Nürnberg besucht.

*„normalerweise wird man auf Herz und Nieren geprüft“*

Inge Schröder: Das läuft von Jugendamt zu Jugendamt sehr unterschiedlich. In dem für uns zuständigen Jugendamt wurden keine Module angeboten. Ich war

noch nie davor Pflegemutter und ich habe im Internet geschaut. Das Jugendamt in Nürnberg hatte ein ganzes Heft an Informationen und einen Vorbereitungskurs für Pflegeeltern von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen angeboten. Der lief über ein Jahr – alle vier Wochen ein Abend. Da wurden verschiedene Themen durchgesprochen und aufgearbeitet, zum Teil auch mit Fachleuten. Unser Jugendamt hat dann das Jugendamt in Nürnberg bezahlt, dass ich die Kurse besuchen konnte. Das war für mich sehr hilfreich.

Agnes Andrae: Das heißt, 2015 wurden die Voraussetzungen erst im Nachhinein abgefragt. Sie konnten aber schon vorher die Pflegekinder aufnehmen?

Inge Schröder: Von unserem Jugendamt aus hätten wir diese Kurse gar nicht besuchen müssen. Aber wir wollten das. Eine Sachbearbeiterin war einmal abends bei uns am Tisch gesessen, nachdem sie in der Unterkunft war.

Thomas Schröder: Wir haben in den Kursen sehr viele Tipps bekommen. Auch die Verfahrenswege zu kennen, ist wichtig. Das rechtliche und kulturelle Wissen, das war uns eine wichtige Hilfestellung.

Agnes Andrae: Was ist mit den anderen Jugendlichen, die in der Wirtschaft untergebracht waren passiert?

Inge Schröder: Die sind dann eben in die nächste Unterkunft weitergereicht worden. Und dann wieder weiter in ein kleines Dorf und so weiter. Alle paar Monate wurden sie weiter geschubst, weil irgendwelche Mietverträge ausliefen oder andere wurden rausgeworfen, weil sie volljährig wurden. Somit

wurden wieder Kapazitäten frei und Einrichtungen wurden geschlossen, damit andere wieder voll wurden. Sie hatten also sehr oft einen Wechsel.

*„Über den Landrat haben wir durchgesetzt, dass er bei uns bleiben kann“*

Agnes Andrae: Ihre Pflegekinder sind ja mittlerweile auch volljährig. Was ändert sich dadurch?

Inge Schröder: Ahmadi wollte nach einem Jahr unbedingt wieder weg. Er hat sich immer wie das dritte Rad am Wagen gefühlt. Er ist dann in die nächste Stadt in eine kleine Unterkunft, eine Wohnung mit sechs Flüchtlingen, gekommen.

Er war dann aber trotzdem wieder die Hälfte der Zeit bei uns wohnhaft, weil er ein Praktikum in der Nähe gemacht hat. Karim ist mit 19 aus der Jugendhilfe rausgekommen. Mittlerweile ist er mit seiner Ausbildung fertig. Ahmadi und Karim haben beide ein Abschiebeverbot bekommen und konnten deswegen auch eine Ausbildung machen. Hussein hatte zwar eine ähnliche Fluchtgeschichte, aber er hatte beim BAMF andere Entscheidungen und sein Asylantrag wurde abgelehnt. Er hat vor drei Jahren die Maschinenbauschule in einer anderen Stadt angefangen.

Da ist das Jugendamt dann auch gekommen und hat gesagt, er könne bis er 19 Jahre alt ist, bei uns wohnen, danach aber nicht mehr. Über den Landrat haben wir durchgesetzt, dass er bei uns bleiben kann. Sonst hätte er auch in eine Unterkunft umziehen müssen. Wir kämpfen uns hier immer weiter vor und jetzt darf er bis zu seinem 21. Geburtstag bei uns bleiben. Ende März wird er einen Aufenthalt nach §25a Aufenthaltsgesetz für gut integrierte junge Erwachsene



Ich sehe den Teeverkäufer vom Balkon aus,  
laufe zu ihm runter und kaufe mir einen Tee.

trockene, warme Luft

Mate Tee Geruch

getrommelte Melodie des Verkäufers

الجو حار وجاف

رائحة الشاي

أنا أرى بائع الشاي من الشرفة

فأترد إلى الشارع وأشتري

الشاي





- Sonniger Morgen
  - Geruch von frisch gebackenen Brot
  - Rufe des Verkäufers
- Auf dem Weg in die Schule habe ich mir beim Brotverkäufer mein Frühstück gekauft.

في صباح فشمس

رائحة خبز طازج

بائع الخبز ينادي

وفي طريقني إلى المدرسة كنت سترى

فنه فطوري.

bekommen. Dann ändert sich auch wieder einiges bei ihm. Dann wird alles hoffentlich einfacher.

Agnes Andrae: Welche finanzielle Unterstützung haben Sie vom Jugendamt bekommen?

Inge Schröder: Man bekommt, solange die Pflegekinder in der Jugendhilfe sind für jeden Jugendlichen – das variiert von Landkreis und Stadt und je nach Alter der Jugendlichen – ungefähr 1000 Euro im Monat. Das ist das steuerfreie Pflegegeld. Das ist natürlich ein Haufen Geld. Wenn die Jugendlichen aber in einer Einrichtung oder Wohngruppe betreut werden, dann kostet das zwischen 3000 und 5000 Euro im Monat. Die Jugendämter sparen also an der Unterbringung in Pflegefamilien.

Agnes Andrae: Wenn die Jugendlichen aus der Jugendhilfe rauskommen, dann fällt die finanzielle Unterstützung weg?

Inge Schröder: Ja, die ist dann weg. Wir haben unseren Pflegekindern auch immer gesagt, welche Summen wir für sie bekommen. Sie hatten anfangs schon das Gefühl, dass wir mit ihnen reich werden. Das Gefühl haben sie zwischenzeitlich nicht mehr.

Thomas Schröder: Ahmadi ist ja schon viele Jahre aus der Jugendhilfe draußen und seitdem hat er gesehen, wieviel das Leben hier kostet.

Inge Schröder: Alle drei haben einen Führerschein gemacht. Wegen Ahmadi haben wir für seine Ausbildung auch ein Auto gekauft, damit er jeden Tag in die Arbeit fahren kann. Das Klageverfahren von Hussein kostet Geld, vor allem der Rechtsanwalt. Wir haben alles Geld auf ein eigenes Konto

überwiesen. Von dem werden die ganzen Kosten bestritten.

### *Eine Großfamilie aus den guten, alten Heimatfilmen*

Agnes Andrae: Wie kann man sich das vorstellen, dass man mit 16-jährigen so vertraut wird, bis es Familienmitglieder werden?

Thomas Schröder: Eine Familie besteht ja nicht nur aus homogenen Teilen, sondern aus Individuen, die ganz unterschiedlich sind. Wir haben selbst drei Kinder großgezogen, die sehr unterschiedlich sind. Genauso hat es sich da verhalten. Das waren ganz typische Verhaltensmuster. Die Pubertät bei Jungs aus Afghanistan unterscheidet sich nicht zu der von deutschen Jungs. Insofern kamen wir damit relativ gut klar. Das ist auch heute noch so. Man streitet, verträgt sich, man feiert zusammen und trauert zusammen und lebt zusammen. Wir haben ein großes Haus und sind wie eine Großfamilie aus den guten, alten Heimatfilmen.

Inge Schröder: Als wir uns dazu entschieden haben, unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aufzunehmen, sind wir davon ausgegangen, dass das alles nur für ein Jahr ist. Dann läuft das in Deutschland an und die Jungs starten eine Ausbildung und so weiter ... Wir haben uns nicht vorher vorstellen können, dass wir für unsere Pflegekinder in vielen Bereichen so hart kämpfen müssen.

Agnes Andrae: Tauschen Sie sich mit anderen Pflegefamilien aus?

Inge Schröder: Für Pflegeeltern mit deutschen Kindern gibt es immer wieder Treffen mit Ausflügen. Ich bin regelmäßig bei einem Treffen in Nürnberg mit Pflegeeltern und deren Flüchtlingskindern. Bei

vielen anderen Pflegefamilien ist es genauso, dass es ganz enge Bindungen gibt und es gibt auch Fälle, wo die Jungs von heute auf morgen aus der Familie gehen mussten, weil heftige Probleme entstanden sind. Es gibt auch Leute, die ihre Pflegekinder schon adoptiert haben – mit sehr viel Aufwand und Anwaltskosten. Ich war heilfroh, dass es in Nürnberg dieses Angebot gab. Denn ohne wüsste ich nicht, ob ich es durchgestanden hätte. Ich habe im ersten Jahr zehn Kilo abgenommen.

Thomas Schröder: Im ersten Jahr gab es sehr viel auf den Weg zu bringen. Die Jungs mussten Deutsch lernen. Sie mussten geholt, gebracht, gefahren werden. Es waren viele Termine. Es waren die Anknüpfungspunkte zu den Vereinen. Es war viel auf den Weg zu bringen. Am Anfang auch viele Gespräche, um Vertrauen aufzubauen und zusammen zu finden.

Das ist zum einen natürlich alles sehr schön, zum anderen ist es auch anstrengend. Ich war auch bei meinen eigenen Kindern sehr froh, als sie ihren Führerschein hatten und ich nicht mehr in der Nacht aufstehen musste und sie irgendwo abholen musste. Daher ist es auch ein langes Stück, das wir schon gemeinsam gegangen sind. Es wird leichter mit der Zeit. Selbstverständlicher.

*„Wir waren eigentlich noch nie im Ausland“*

Agnes Andrae: Welche Rolle spielen die eigenen Familien von Karim und Hussein für die beiden Jungs hier in Bayern?

Inge Schröder: Karim und Hussein kommen ja aus Afghanistan. Ihre Familien leben mittlerweile jedoch

im Iran. Ihre eigenen Familien beschäftigen sie natürlich immer wieder, sind Thema. Wie bei der Beantragung der Tazkira im afghanischen Konsulat, die man vorweisen muss. Oder wenn es bei den Familien im Iran Probleme gibt. Karim und Hussein sind dann bedrückt, oder brauchen finanzielle Hilfe für ihre Familien. Für mich selber waren Afghanistan und auch der Iran sehr unbekannte Flecken auf der Erde. Wir leben hier auf einem Dorf. Und wir hatten bis vor ein paar Jahren noch einen Bauernhof mit Kühen – so waren wir eigentlich noch nie im Ausland. Im Höchsthfall mal vier Tage in der Schweiz, in Polen oder Tschechien. Und so habe ich mir über Afghanistan Bücher ausgeliehen, mich im Internet informiert.

Agnes Andrae: Was können Sie Leuten raten, die auch Flüchtlingspflegekinder aufnehmen wollen?

Inge Schröder: Im Jahr 2015 hat das Jugendamt in Nürnberg immer für Interessierte Infoveranstaltungen gemacht. Da waren die Säle voll. Und sie haben den letzten gerade noch so reingequetscht. Das Jahr drauf – ja – da reichte schon nur noch ein Saal, 70 Leute ungefähr. Und vergangenes Jahr waren zwei Interessierte da. Einer, der sich berufsmäßig das mal anhören wollte, er wollte keine Pflegekinder aufnehmen. Jetzt werden diese Infoveranstaltungen gar nicht mehr angeboten, weil es einfach niemanden mehr gibt, der daran Interesse hat.

Agnes Andrae: Wie wichtig ist so eine Pflegefamilie mit einem Zuhause?

Thomas Schröder: Wenn wir andere unbegleitete minderjährige Geflüchtete sehen, dann ist das schon etwas ganz anderes. Ein

großer Unterschied zu anderen Jungs, die nicht in der Pflegefamilie waren.

Inge Schröder: Unsere Jungs werden schon gefragt, ob sie in Deutschland geboren sind. Und wenn sie nein sagen, dann kommt: Warum sie so gut Deutsch sprechen?

Wenn es sich Leute vorstellen können, sollen sie einfach auf die Jugendämter zugehen. In Nürnberg zum Beispiel wird langsam Kontakt hergestellt – auch zu deutschen Pflegekindern. Um zu sehen, ob die Chemie stimmt. Wir sind einfach nur ins kalte Wasser gehüpft und hatten Glück. Aber normalerweise ist ein Kennenlernen, auch mit Probewohnen sinnvoll. Im Vergleich zu deutschen Jugendlichen kommt halt dieser ganze Asylschieß hinzu. Trotz allem würden wir es immer wieder tun. Und ich denke: Gerade jetzt, wenn wieder Kinder und Jugendliche aus Griechenland aufgenommen werden sollen. Es ist eine gute Möglichkeit, ein Zuhause zu geben.<

# Es ist nicht einfach, im fremden Zuhause anzukommen

Telefonisches Interview mit Hussein, Karim und Ahmadi aus Afghanistan, die 2015 von Inge und Thomas Schröder als Pflegekinder aufgenommen wurden. Von Agnes Andrae.

Hussein, 20 Jahre alt

Am Anfang war es schwierig, mit der ganzen Familie klar zu kommen. Ich musste erst lernen, wie alle drauf sind und mich anpassen. Auch die Sprache war anfangs eine Hürde: Wir konnten alle drei nicht gut Deutsch sprechen. Das hat es sehr schwer gemacht. Mittlerweile ist alles besser. Wir verstehen uns ganz gut und wenn wir Probleme haben, können wir die miteinander lösen und reden.

Wir sind damals zu dritt in die Familie gekommen. Karim kannte ich schon aus der Türkei. Wir sind gemeinsam nach Deutschland geflohen. Hassan kenne ich seitdem wir gemeinsam in einer Unterkunft, bald nach unserer Ankunft in Deutschland, waren.

Als ich in die Familie kam, bin ich am Anfang jeden Tag in die Berufsschule gefahren. So war das jeden Tag. Schule, heimkommen, essen, schlafen. In den Ferien helfe ich Thomas heute noch bei handwerklichen Sachen aus. Zum Beispiel haben Thomas und Inge mehrere kleine Wälder um das Haus herum. Hier helfe ich ihm beim Bäume sägen. Momentan mache ich eine schulische Ausbildung auf der Maschinenbauschule. Wegen Corona hocke ich jetzt immer daheim rum, bin im Internet oder lerne.

Ich bin keine Person, die schnell genervt ist. Ich suche keinen Streit und komme mit allen in der Familie gut klar. Deshalb wohne ich auch

immer noch gerne bei den Schröders.

Karim (Mahdi), 20 Jahre alt

Am Anfang war das eine richtige Katastrophe: Wegen der Sprache konnten wir einfach nicht miteinander sprechen. Und auch die Kultur ist hier eine ganz andere: besonders das Essen und das Familienleben. Es war anfangs interessant, aber auch alles neu und schwierig.

Inge und ich streiten häufig. Zum Beispiel beim Kochen: Ich mag es nicht, wenn sie mir dabei über die Schulter schaut. Sie ist sehr neugierig. Ich will da lieber alleine sein und meine Ruhe haben. Zwischen Hussein, Ahmadi und mir gibt es auch manchmal Probleme. Wie bei Geschwistern. Anfangs waren wir alle in einem Zimmer. Da kam es immer zu Streit: Der eine wollte das Fenster offen haben, der andere zu. Ahmadi ist dann irgendwann in ein anderes Zimmer im Haus gezogen. Das hat es ein bisschen entspannt.

Ich bin jetzt seit Juni 2019 fertig mit meiner Ausbildung zum Maschinenanlagenführer und wenn es gut läuft, beginne ich im September die Meisterschule. Wenn alles klappt, bleibe ich weiter bei den Schröders wohnen. Ich habe mich an die Familie gewöhnt; irgendwie läuft alles. Mit meiner Familie im Iran telefoniere ich ab und zu.

Viel gemeinsam machen wir alle zusammen aber nicht. Ich koche immer mein eigenes Essen, aber

auch gerne für alle zusammen. Abends hängen wir dann getrennt ab: Inge und Thomas wollen ihre Ruhe haben, wir schauen Netflix oder *YouTube*-Videos.

Vor der Ausgangssperre wegen Corona waren wir ein paar Mal mit Inge und Thomas Sohn klettern oder wandern. Aber er hat jetzt ein Kind mit seiner Frau. Sie wohnen auch im Haus mit uns. Seit die Ausgangssperre gilt, habe ich mir Hanteln und Gewichte bestellt. Wir müssen die Zeit jetzt irgendwie durchhalten, aber wir halten alle zusammen.

Natürlich gab es auch Zeiten, wo ich gesagt habe: Ich ziehe aus. Nach dem Essen war es aber dann meist wieder gut. Bei der Familie wohnen zu können, hat mir geholfen, hier Kontakte zu knüpfen und vor allem, Deutsch zu lernen. Es gibt sicher auch blöde Familien, in die man kommen kann, aber wir haben Glück gehabt.

Ahmadi

Am Anfang waren die Tage echt langweilig. Wir wussten einfach nicht, wie wir uns verhalten sollten und sind einfach in unserem Zimmer geblieben. Ich wollte schon raus, aber wegen der Sprache war es für mich schwierig. Die Familie Schröder hat jeden Tag versucht, uns etwas beizubringen. Das war echt krass. Ich bin eine sensible Person, aber das findet niemand so schnell heraus.<









# Ich bin ein Mensch, der kein Zuhause hat, keine Eltern und kein Land

Mohammad Zaki wurde nach vier Jahren in Deutschland im Juli 2019 nach Afghanistan abgeschoben. Die ersten Tage und Wochen in Kabul waren für ihn wie ein wahrgewordener Albtraum. Seine psychische Verfassung war sehr schlecht. Über das Handy haben Unterstützer\*innen und Freund\*innen versucht, ihm Mut zuzusprechen. Über das Handy haben sie gemeinsam mit ihm eine mögliche Perspektive entwickelt. Und über das Handy haben sie ihm jeden Tag kleine Aufgaben gegeben. So ist der folgende Text aus seinen *WhatsApp*-Nachrichten entstanden. Von Katrin Fischer-Sandhop.

Nachricht#01: Als ich ein Kind war, im Iran, habe ich oft in den Himmel geschaut und mir vorgestellt, wie mein Leben einmal sein wird. In Deutschland schaute ich auch in den Himmel. Der Himmel war blau oder rot, mit oder ohne Wolken und die gleichen Sterne leuchteten, aber ich stellte mir nichts mehr vor. Hier in Kabul bin ich mir sicher, dass die Welt mich nicht haben will.

Nachricht#02: Bei der Abschiebung wurden wir in einem Gefängnisbus nach Leipzig gefahren. In dem Bus waren ganz kleine Zellen. In jeder Zelle waren zwei Gefangene. Mit mir war auch jemand aus Bayern. Er hieß Mahdi. Als wir in Leipzig ausgestiegen sind, habe ich ihn bis Kabul nicht mehr gesehen. Am Flughafen in Kabul hat ihn jemand abgeholt. Mich hat keiner geholt.

ohne Übersetzung bei der ZAB (Zentrale Ausländerbehörde, Anmerkung der Redaktion) vorgelegt. Aber dann hat man mir gesagt, dass eine Tazkira ohne Übersetzung in Deutschland nicht gültig ist.

Nachricht#07: Ich bin für niemanden mehr wichtig. Auch nicht für meine Eltern. Ich bin geflohen, als ich im Iran war. Vielleicht reagieren sie deshalb so. Sie wollten nicht, dass ich weggehe. Sie wollten, dass ich im Iran bleibe. Aber als Afghane hatte ich dort keine Zukunft. Jetzt sagen meine Eltern fast so was wie: selber schuld. Sie rufen mich nie an und ich kann nicht zu ihnen, weil ich keinen Aufenthalt im Iran bekomme. Ich bin ein Mensch, der kein Zuhause hat, keine Eltern und kein Land.

Nachricht#08: Ich bin im Iran aufgewachsen und spreche, wie die Menschen dort. Einmal hat mich ein Mann auf der Straße nur aus diesem Grund geschlagen. Seitdem habe ich Angst mit den Menschen auf der Straße zu sprechen.

Nachricht#09: Ich war bei einer Behörde, die sich um Leute kümmern soll, die nach Afghanistan abgeschoben worden sind. Ein Mann dort hat mir gesagt: Für viele sind Rückkehrer wie ich Feinde. Oder Straftäter. Oder beides. Ich soll nicht alles sagen, was ich denke. Ich soll im Bus auf meine Wertsachen aufpassen. Ich soll nicht in fremde Autos steigen. Und noch mehr solche Dinge hat er gesagt. Ansonsten konnte er mir gar nicht helfen. Wo finde ich Arbeit? Wo kann ich wohnen? Wie kann ich überleben? ... Nichts.

Nachricht#10: Ich habe Angst, dass hier ein Krieg beginnt. Und dass ich in diesem Krieg sterbe. Ich habe Angst, dass ich mein Handy verliere und damit die Verbindung zu meinen Freunden in Deutschland.

Nachricht#11: Ich weiß, dass ich nicht ewig Hilfe aus Deutschland bekommen kann. Aber ich weiß nicht, wie ich hier Geld verdienen soll. Es gibt hier keine Arbeit und ich kann nichts Richtiges. Ich war bisher nur in der Schule.

Nachricht#12: Ich gehe jeden Tag, was zu essen zu finden und einen Ort, wo Strom ist. Ich trinke manchmal in der Stadt was und versuche mit keinem zu reden.

Nachricht#13: Selbstmordattentate sind hier etwas Normales und ein Teil vom Leben. Ein- bis zweimal pro Woche passiert es. Einmal wollte ich dorthin, wo später ein Selbstmordattentat war. Aber mir war schlecht und bin zu Hause geblieben. Zum Glück.

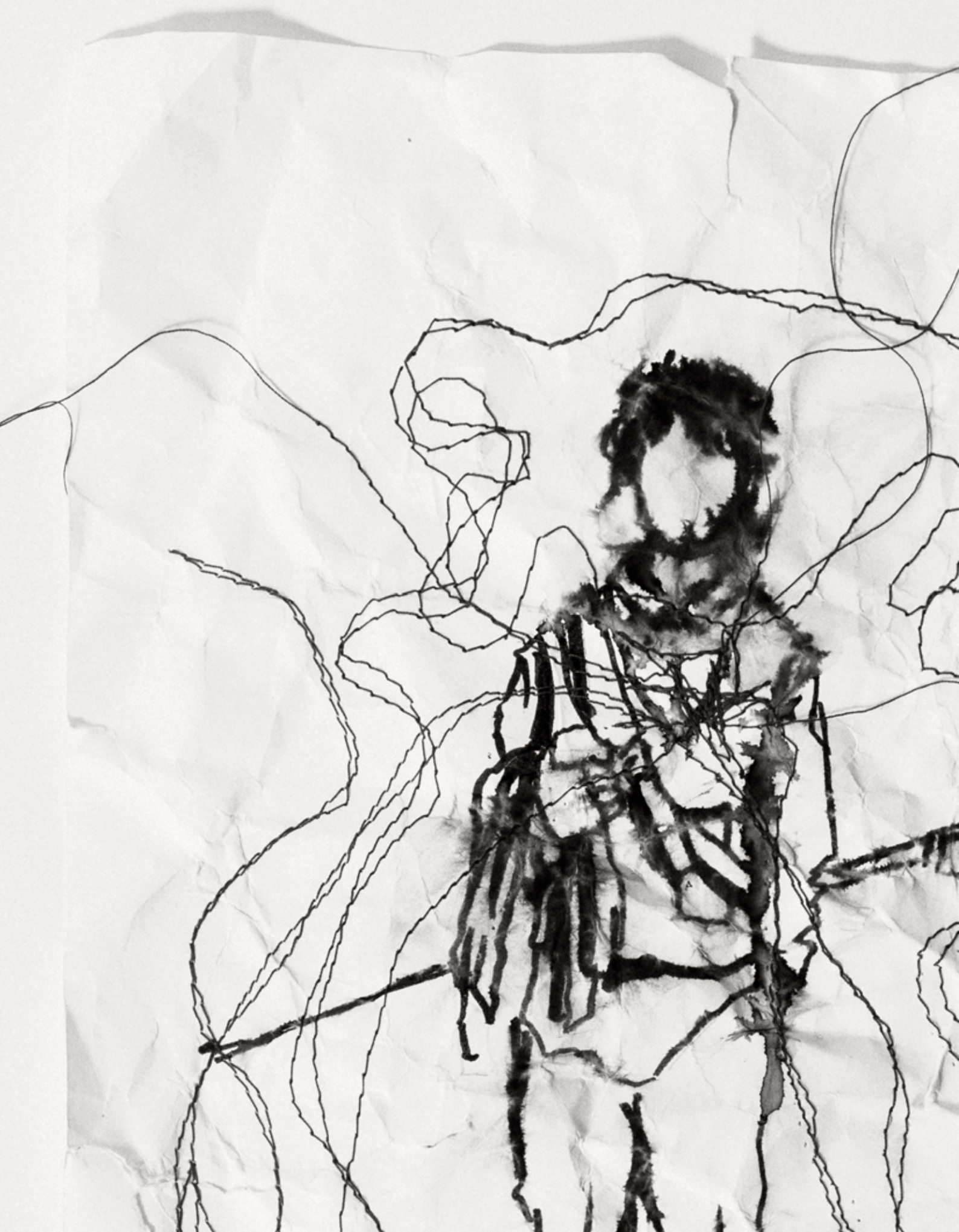
## ***Ohne Hilfe aus dem Ausland ist das gar nicht machbar***

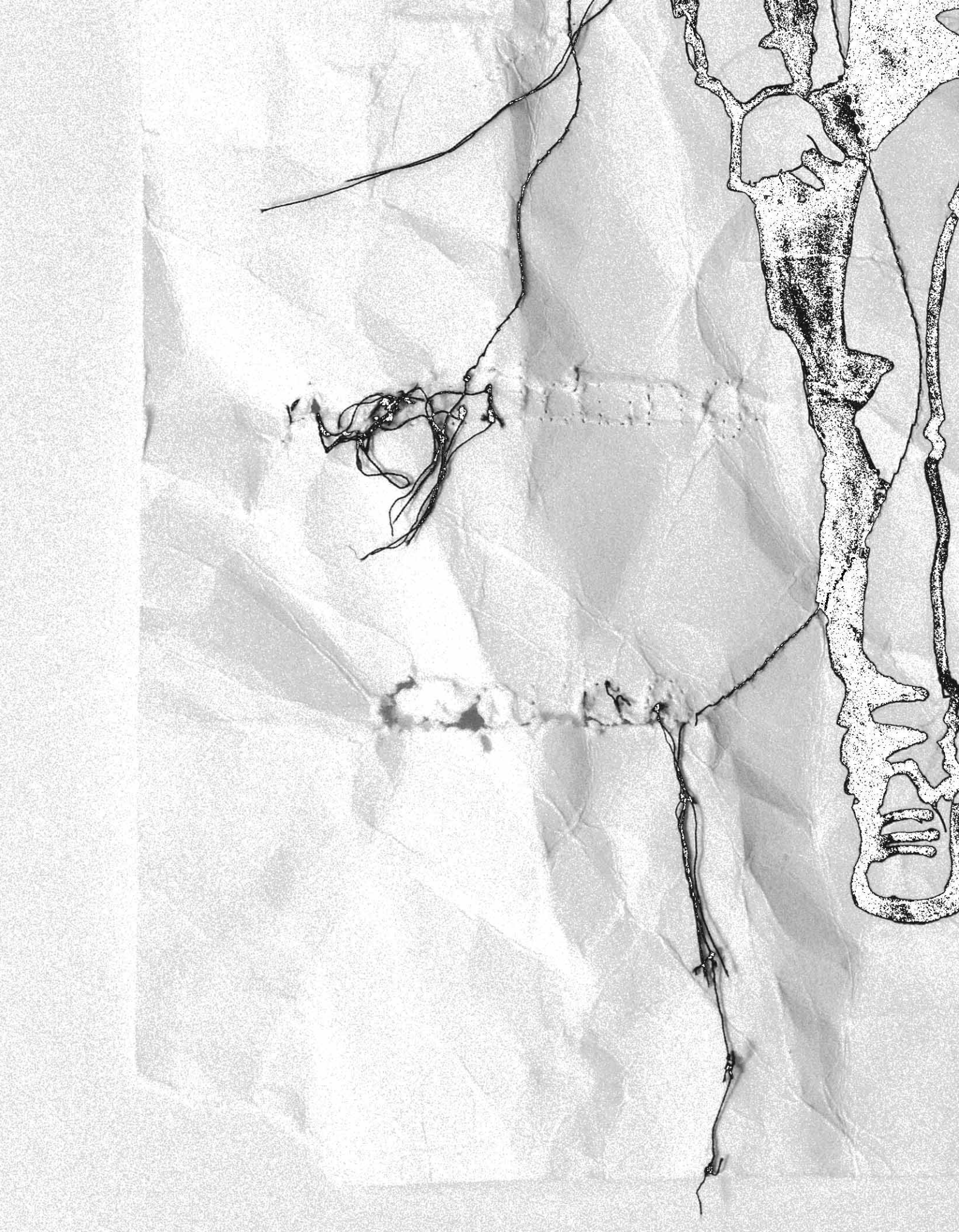
Nachricht#03: Die afghanische Polizei hat mich vom Flughafen in die Stadt gefahren und dann einfach rausgelassen. Ich war zum ersten Mal in Afghanistan. Ich wusste nicht wohin. Ich bin gelaufen und gelaufen, bis ich eine Moschee gesehen habe. Ich bin hineingegangen. Eine nette Frau hat mir etwas zu essen und zu trinken gebracht. Sie hat gesagt, dass ich einige Nächte in der Moschee schlafen kann. Später habe ich ein Zimmer gefunden, dass ich mir mit drei anderen Männern teile.

Nachricht#04: Ich bin in Afghanistan geboren, aber meine Eltern sind mit mir in den Iran geflohen, als ich noch ganz klein war. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie unsicher und gefährlich Afghanistan ist.

Nachricht#05: Mein Vater hat noch eine Schwester in Kabul. Sie ist sehr alt, über 70 vielleicht. Sie kann nur schlecht laufen und hat ihr Gedächtnis verloren. Sie erkennt niemanden mehr. Ich war 15 Minuten bei ihr, dann bin ich wieder gegangen. Ich habe niemanden in Afghanistan, der mir helfen könnte.

Nachricht#06: Ein Grund für meine Abschiebung war meine ungeklärte Identität. Ich habe meine Tazkira







Nachricht#14: Selbstmordattentäter sind überall und Diebe sind auch überall.

Nachricht#15: Hier muss ich den ganzen Tag aufpassen. Nach 20 Uhr kann ich nicht mehr auf die Straße. Ich bleibe oft in meinem Zimmer.

Nachricht#16: In meinem Zimmer sind vier Betten. Es gibt kein Fenster. Nur eine große Tür. Es gibt ungefähr vielleicht 100 Zimmer, die alle gleich aussehen. Hier wohnen die Leute, die kein Zuhause haben. Hier gibt es keine Dusche, nur Toiletten. Zum Duschen gibt es hier besondere Häuser. Das Zimmer kostet umgerechnet 3 Euro pro Tag. Kalt. Es gibt keine Heizung. Und jetzt im Winter ist das ein Problem.

## **Unsere Anstrengungen wurden durch die Abschiebung gänzlich zunichte gemacht**

Nachricht#17: Ich bin hier oft krank, denn das Wasser ist nicht so sauber und in der Stadt ist es sehr staubig. Ich habe oft Kopfschmerzen und wenn die weg sind, kommt eine andere Krankheit.

Nachricht#18: Jetzt im Winter ist die Luft sehr schlecht. Wegen der Steinkohle. Ohne Maske kann man nicht raus.

Nachricht#19: Hier ist oft kein Strom. Und wenn es keinen Strom gibt, dann gibt es auch kein Wasser.

Nachricht#20: Meine Mitbewohner denken, dass ich aus dem Iran abgeschoben wurde. Ich kann ihnen nicht alles erzählen. Das ist zu gefährlich. Sie würden mich hassen. Weil ich im Westen war. Weil ich ein Feind sein könnte. Weil ich aus Deutschland Hilfe bekomme.

Nachricht#21: Meine Mitbewohner fragen nicht. Aber wenn, dann würde ich sagen, dass ich in Afghanistan bleiben will. Ich muss mich immer verstellen und lügen.

Nachricht#22: Ich habe Angst: Ich passe auf mein

Handy auf, wie ich auf mein Leben aufpasse. In der Nacht kommt ein Dieb. Er nimmt dein Geld, dein Handy und wenn du was sagst, erschießt er dich oder tötet dich mit einem Messer.

Nachricht#23: Mein Handy ist gleich aus. Ich muss in die Stadt gehen, um Strom zu finden. Manche Geschäfte haben Stromaggregate und man kann das Handy dort aufladen. Sie wollen natürlich Geld dafür. Wie ein 1 Euro in Deutschland.

Nachricht#24: Aber ihr lasst mich nicht hier, oder?

Nachricht#25: Ich habe Kopfschmerzen. Ich muss jetzt schlafen.

Nachricht#26: Mein Handy hat keinen Akku.

Nachricht#27: Weißt du, wie lange ich noch hier bleiben muss?

Nachricht#28: Mein Handy hat 4% Akku.

Nachricht#29: Noch 2 %.

Nachricht#30: Bitte lasst mich nicht hier!

Nachricht#31: Ich habe Angst.

Wer soll das noch verstehen?

*Mohammad Zaki möchte mit einem Ausbildungsvertrag nach Deutschland zurückkehren. Einen Ausbildungsvertrag hat er. Sein Arbeitgeber würde ihm auch Wohnraum zur Verfügung stellen und einen Paten an die Hand geben. Zaki hat den Qualifizierenden Mittelschulabschluss und sehr gute Sprachkenntnisse. Die Zentrale Ausländerbehörde verweist bei Geflüchteten immer wieder auf diese Möglichkeit, auszureisen und über ein Ausbildungsvertrag legal wieder einzureisen. Wir erleben gerade, wie schwierig das ist: Es gilt, eine Wartezeit von mindestens einem halben Jahr auf einen Termin bei den deutschen Botschaften in Neu Delhi oder Islamabad zu überbrücken. Dann benötigt man ein Visum für Indien oder Pakistan. Für das indische Visum wird eine Kautions von 1000 Dollar verlangt. Dazu kommen Flugkosten, der Aufenthalt in Neu Delhi und so weiter. Ohne Hilfe aus dem Ausland ist das gar nicht machbar.*

*Im Winter waren die Bedingungen für Mohammad Zaki in Kabul so schlecht, dass wir um seine Gesundheit fürchteten. Wir wollten ihn in einem internatio-*

*nalem Freiwilligenprojekt in Indien unterbringen, aber die unsichere politische Situation in Indien führte dazu, dass alle Visaanträge nach Indien abgelehnt wurden und niemand in Indien bereit war, eine Einladung für Zaki zu schreiben.*

*Im vierten Anlauf wurde aber doch ein Visum für drei Monate bewilligt. Zaki lebt jetzt in Sandhana Forest, einer Freiwilligengemeinschaft im Süden von Indien, die sich um Wiederaufforstung kümmert, aber auch eine andere Art des Lebens probiert: ein Zusammenleben ohne jeden Wettbewerb, ohne Alkohol und Drogen. Ein Leben im Einklang mit der Natur, mit veganer Ernährung und unter Vermeidung aller Abfälle. Am 11. April 2020 muss Zaki nach Afghanistan zurückkehren. Wir wissen nicht, ob er das schafft. Wir hoffen, dass bis dahin eine Entscheidung über das Ausbildungsvisum gefallen ist.*

*Gegen die Erteilung des Ausbildungsvisums spricht die Wiedereinreisesperre und die Kosten der Abschiebung, die sich auf 4.740 Euro belaufen. Sein Anwalt sagt, dass bei Erstattung der Abschiebekosten die Aufhebung der Wiedereinreisesperre wahrscheinlicher ist. Mohammad Zaki selbst kann diese Summe nicht bezahlen. Wir als Helferkreis könnten diese Summe vielleicht irgendwie aufbringen, aber das wollen wir nur im allergrößten Notfall, denn alle Mitglieder des Helferkreises haben als Lehrer\*innen, als Betreuer\*innen, als ehrenamtliche Helfer\*innen im Jahr 2015 geholfen, damit die sogenannte „Flüchtlingskrise“ keine Krise wird. Wir haben mit ganzer Kraft und oft über das Normale hinaus gearbeitet, damit junge Menschen wie Mohammad Zaki hier ankommen können. Unsere Anstrengungen wurden schon vor der Abschiebung zum Beispiel durch die Verweigerung der Ausbildungserlaubnis erschwert, durch die Abschiebung aber gänzlich zunichte gemacht. Und jetzt sammeln ausgerechnet wir Geld, um diese Abschiebung zu bezahlen, damit Mohammad Zaki eine Ausbildung machen darf, die er schon vor zweieinhalb Jahren hätte beginnen können? Wer soll das noch verstehen?<*

*Katrin Fischer-Sandhop ist Deutsch als Zweitsprache-Lehrerin und hat in den letzten Jahren in Berufsintegrationsklassen vor allem junge Geflüchtete und Migrant\*innen unterrichtet*



# Zwischen Hölle und Paradies liegt die Heimat

Ist ein Zuhause ein Ort, ein Gefühl, ein Zustand? Kann man es mitnehmen, nachdem man es verlassen hat – und kann man ein neues finden, ohne das alte zu verlieren? Meditationen über Liebe, Hass und Gemeinschaft zwischen LGBTQ\*, Kolonialismus und Flucht. Von Goodluck Haule.

Foto: Goodluck Haule



**Z**uhause bedeutet für mich ein angenehmer, fröhlicher Ort des Lebens, Lachens und Lernens. Ein Ort, an dem du geliebt, respektiert und versorgt bist. Ein Zuhause ist ein Ort, an dem du dich warm und wohl fühlst. Vielleicht bist du dort auch von Dingen umgeben, die für dich besondere Bedeutung haben, aber in erster Linie bist du dort von Personen umgeben, die du liebst und die dich lieben.

Es gibt Menschen, für die das Leben in einem fremden Land eine aufregende Gelegenheit ist, ein neues Leben zu führen. Für mich – und, wie ich glaube, für viele andere LGBTQI\*-Geflüchtete – bedeutet es, von einem Zuhause fortgejagt worden zu sein, das wir lieben. Ich liebe Tansania. Ich liebe mein Land. Ich bin mit ihm verbunden, und ich hätte es nicht verlassen, wenn ich eine Wahl gehabt hätte. Ich glaube, viele Menschen in der deutschen Regierung verstehen das nicht.

Ich vermisse mein Zuhause

Mit meinem Geflüchtetenstatus gehen gewisse Privilegien einher, deswegen fühlt es sich unhöflich an, zu sagen, dass ich mein Zuhause vermisse. Aber ich vermisse es; es ist der Ort, an dem ich auf meinen ersten Baum geklettert bin, wo ich zum ersten Mal einen Jungen geküsst habe. Ich bin dankbar für die Liebe und Solidarität, die Menschen in Deutschland mir entgegenbringen, aber gleichzeitig wurde ich aus meinem Zuhause, meiner Arbeit, meinem Land und meiner Community gedrängt.

Viele Menschen denken, ich sei am Ende eines Märchens angekommen: „Oh, du bist jetzt in Deutschland, jetzt wird alles besser.“ Dass ich das Schlimme hinter mir gelassen hätte und alles Gute vor mir läge. Das ist eine sehr oberflächliche Sicht auf die Erfahrung LGBTQI\*-Geflüchteter. Zuerst einmal habe ich nicht nur Schlimmes hinter mir gelassen, sondern auch meine Familie – sie mag intolerant sein, aber es ist trotzdem meine Familie. Mein Vater ist ein Arschloch, aber meine Mutter hat offene, verständnisvolle Seiten. Ich habe meinen Beruf und meinen Freundeskreis zurückgelassen; meine spirituelle Verbindung mit dem Land selbst, meine Sprache, Swahili, die die erste Sprache ist, die ich je gesprochen habe. In dieser Sprache konnte ich Witze erzählen, und Menschen um mich herum haben sie verstanden. Verstehst du?

Dazu kamen die Herausforderungen, die mir hier begegnet sind; es ist ein Kulturschock, ich lerne eine fremde Sprache, versuche, Arbeit zu finden, versuche, neuen Sinn in einem Leben zu finden, das alle Verbindungen zu dem Sinn, den es hatte, verloren hat. Sicherlich, meine Identität ist die gleiche, aber sie ist

losgelöst von dem Ort, an dem ich nun lebe. Die LGBTQI\*-Community hier ist neu für mich, und auch hier in Deutschland stelle ich fest, dass nicht alle Menschen Schwule akzeptieren. Meine Erfahrungen sind individuell und subjektiv, aber gleichzeitig sind sie ein Echo der geteilten Erfahrungen anderer Geflüchteter, deren Geschichten ich höre.

Tansania ist eine Hölle,  
aber Deutschland nicht ein Paradies

Dadurch lerne ich viel, und es fällt mir leichter, für andere LGBTQI\*-Personen in Tansania zu kämpfen, Druck zu machen, um dafür zu sorgen, dass Gesetze geändert werden, damit niemand mehr in Furcht vor Folter und Verfolgung leben muss, damit niemand fliehen muss. Homosexualität ist in Tansania ein gesellschaftliches Tabu, gleichgeschlechtlicher Sex – auch im Privaten, auch in Konsens – ist gesetzlich verboten, bis hin zu lebenslänglichen Freiheitsstrafen. Auch heterosexueller Oral- und Analsex sind verboten.

***Es ist der Ort, an dem ich auf meinen  
ersten Baum geklettert bin,  
wo ich zum ersten Mal einen Jungen  
geküsst habe***

Offen zu leben und gleichzeitig am Leben zu bleiben ist nur durch Flucht möglich. Die Zahl der LGBTQI\*-Geflüchteten aus Tansania ist in den letzten Jahren angestiegen, weil mehr und mehr von uns vor staatlicher Verfolgung und sehr realer Lebensgefahr fliehen – ausgeübt von unserem eigenen Staat, unseren Nachbarn, und selbsterklärten Bürgerwachen, die sich Kreuzritter gegen LGBTQI\* nennen.

Während in Deutschland Schwulenfeindlichkeit an sich im Laufe der Jahre drastisch zurückgegangen ist, halten sich dennoch hartnäckig Vorurteile und Hass. Ich selbst glaube, dass Schwulenrechte eine natürliche Konsequenz des demokratischen Versprechens sind. Ich war immer davon ausgegangen, dass die Menschen in Deutschland offener sind, dass sie Diversität willkommen heißen und sich an der selbstverständlichen Wahrheit, dass wir alle gleich sind, orientieren. Ich war sehr naiv. Der Hass existiert in Deutschland ebenso und immer noch. Es fällt Menschen oft leicht, nicht daran zu denken, weil es Gesetze gegen Diskriminierung gibt – aber das bedeutet nicht, dass

Schwule unterstützt werden. Letztendlich ist Tansania eine Hölle für LGBTIQ\*s, aber Deutschland ist keinesfalls ein Paradies, besonders nicht im Süden und im Osten, wo viele Menschen sehr konservativ oder religiös sind. Viele Menschen haben nach wie vor vorurteilsbelastete Vorstellungen über unser Leben und unsere Körper. Ich habe auch hier viele intolerante Menschen kennen gelernt – zum Beispiel Menschen, die mich allen Ernstes fragen, wieso ich mich für LGBTIQ\*-Rechte einsetze, wo es doch in Afrika gar keine Schwulen gäbe. Zuerst dachte ich, ich würde als Fremder die Situation hier falsch einschätzen, aber deutsche Freunde haben mir meine Eindrücke bestätigt.

Ich bin nur allzu gut vertraut mit der emotionalen Belastung, die mit Flucht einhergeht. Ich wurde in eine sehr konservative muslimische Familie geboren, weswegen ich enterbt und aus dem Haus gejagt wurde, als mein Vater herausfand, dass ich schwul bin.

## ***Das Gefühl von Sicherheit hilft mir in meinem Optimismus, hier irgendwann zuhause zu sein***

Goodluck Haule  
*ist LGBTIQ\*-Aktivist  
und flüchtete aus  
Tansania nach  
Deutschland*

Selbst nachdem ich geflohen und in Deutschland angekommen war, gingen die schwulenfeindlichen Angriffe weiter – einer dieser Angriffe brachte mich an den Rand des Selbstmordes. Therapie hat mir dabei geholfen, damit klarzukommen, in einer neuen Umgebung zu leben, mit neuer Kultur und neuer Sprache, neuen Lebensentwürfen; aber ohne Familie, ohne echtes Zuhause, in Geflüchtetenunterkünften, in denen ich nicht sicher bin. Es ist tragisch, dass wir in denselben Unterkünften untergebracht werden wie die schwulenfeindlichen Menschen aus unseren Herkunftsländern, vor denen wir überhaupt erst geflohen sind – seien es nun afrikanische oder arabische Länder. Die Bedrohungen und Gewalt, die uns in die Flucht getrieben haben, sind nach wie vor um uns herum.

Die Wunden heilen im Heimweh

In meinem deutschen Exil bin ich weiterhin aktivistisch gegen Homo- und Transfeindlichkeit in Tansania tätig. Ich berate und unterstütze LGBTIQ\*s, die aus Tansania geflohen sind und arbeite ehrenamtlich für

eine Reihe von NGOs: Spezifisch mit Blick auf Tansania arbeite ich mit *LGBT Voice Tanzania*, der *Eagle Wings Youth Initiative* und anderen. International arbeite ich mit *Rainbow Railroad Canada* und *Human Rights Watch*. Ich floh 2017 aus Tansania, als mein Aktivismus bekannt wurde und bemühe mich nun, internationalen Geflüchtetenstatus für LGBTIQ\*-Geflüchtete aus Tansania zu sichern. Auf politischer Ebene versuchen wir, Druck auf die Regierung auszuüben, die Gesetze zu ändern, die Homosexualität kriminalisieren. Diese Gesetze gehen zurück auf die Gesetze der deutschen Kolonialherrschaft in Tansania, die später von der britischen Kolonialherrschaft übernommen wurden. Ich hoffe, dass wir eines Tages in Freiheit leben können und nicht mehr fliehen müssen. Wir wollen Gleichberechtigung und Menschenrechte für alle. Wir wünschen uns ein Land, in dem alle Leben, Freiheit und Sicherheit genießen. Wir wollen, dass alle sich zuhause fühlen können.

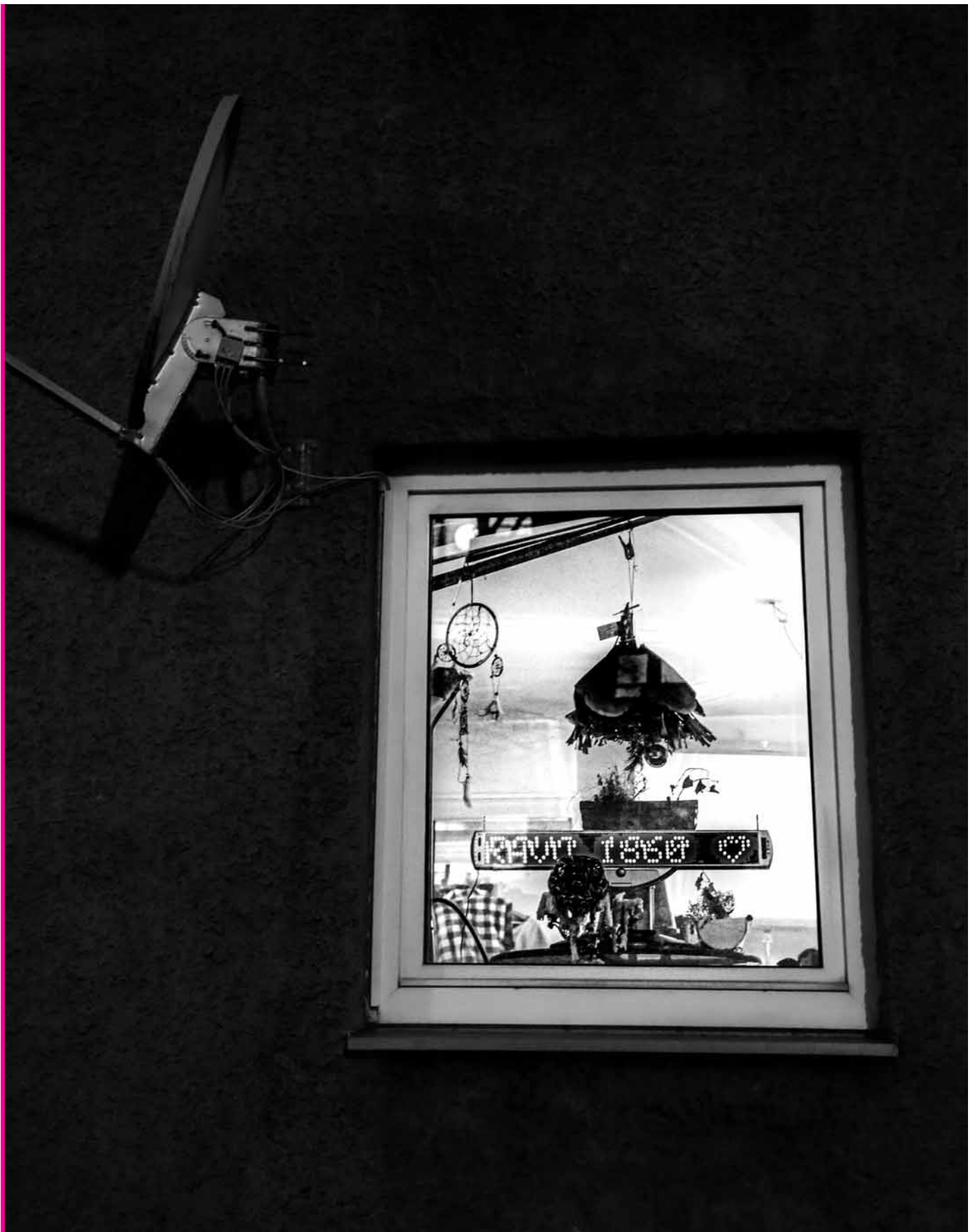
Ich besuche derzeit einen Deutschkurs, der von der Agentur für Arbeit bezahlt wird; ich bleibe optimistisch und arbeite daran, mir ein Leben in Deutschland aufzubauen. Das Heimweh ist immer noch da, aber ich fühle mich sicherer und beginne langsam, die Wunden der ständigen Misshandlung heilen zu lassen. Auf gewisse Weise ist Deutschland nun mein Zuhause, der Ort, an dem ich Frieden und Zufriedenheit zu finden versuche. Bloß, dass ich nicht in mein anderes Zuhause zurückkehren kann. Das Gefühl von Sicherheit hilft mir in meinem Optimismus, hier irgendwann zuhause zu sein. Ich bin glücklich, hier eine neue Familie gefunden zu haben und mich in Münchens Schwulenszene wohlfühlen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich vollkommen Teil dieser Gemeinschaft bin.

Zuhause ist nicht einfach nur ein Raum, ein Haus mit vier Wänden, ein physischer Raum. Es ist ein Ort für Familie, ein Ort, an dem frohe und traurige Augenblicke geteilt werden können. Wo mein Herz ist, da bin ich zuhause.<





















# Gedanken einer Person, die in Deutschland nicht zu Hause sein soll

Von Shenja Vasanthi Kumari Danz.

Zu Hause.

War ganz lang Köln. In der Xyz Straße Soundso.  
Mutter, Vater, zwei Kinder.  
Klassischer Akademiker\*innenhaushalt. Mittelschicht.  
Abitur, Auslandsaufenthalt, Studium.  
Eigentlich also einfach. Langweilig. Normativ.

Wäre da nicht! Wo ist sie denn? Ach da kommt sie schon.

„Wo kommst du her?“  
„WO kommst du her?“  
„Wo kommst DU her?“

Ach ja. Schon fast vergessen. Danke für die Erinnerung. Danke an die mir völlig unbekannte Person da drüben für diese Frage.

Anscheinend ja nicht von hier. Sonst würdest du nicht

fragen. Du. Ja genau du. Was interessiert dich denn daran? Ah ok. Hautfarbe. Passt nicht für dich. Ist ja irgendwie. Na wie soll ich das jetzt ausdrücken? Anders. Auffallend. Da wird man ja wohl nochmal fragen dürfen.

Klar. Natürlich. Deutsche sind weiß. Bitte entschuldige, hatte ich fast vergessen, unbekannte Person.

Meine Antwort? Köln.

„Eh ... Ah ... Ach so. Ne. Ne eigentlich. Also, Ich mein ja ..., du weißt schon!“

Ja bitte? Was meinst du, unbekannte Person? Nicht, dass ich wirklich an einer Antwort interessiert wäre. Oder ich die Antwort nicht schon wissen würde. Aber mich fragt hier ja niemand.

Ich spul mal eben vor. Schnelldurchlauf. Die Person

wird mich jetzt fragen, wo ich denn wirklich herkomme. Weil, weißt schon. Köln kann ja nicht sein. Die Person, die ich nicht kenne, die es aber wirklich wissen will, wird dann nach der Herkunft meiner Eltern, Großeltern und vielen weiteren Generationen fragen.

Was schließen wir daraus?

Weil meine Hautfarbe nicht der einer Mehrheitskartoffel (Spoiler Alert: Reverse Racism gibt es nicht. Du weißt nicht, was das ist? Kein Problem. Wirklich! Google hilft uns allen) entspricht, wird mir unterstellt, ich wäre von wo anders. Weil Kartoffelland ist für Kartoffel. Das lernen wir schon als Kids. Die einen früher als die anderen, weil niemand checkt, dass sie alle dazugehören. Nicht nur die weißen Personen.

Ich weiß, du meinst es ja nicht so. Warst ja nur neugierig. Vielleicht merkst du es dir ja fürs nächste Mal.

Zurück zum Thema:

Zu Hause. Meine ganze Kindheit und Jugend war ich damit beschäftigt, mein zu Hause als MEINS zu verteidigen. Vor allem mein Existenzrecht zu verteidigen. Hier. In einer weißen (patriarchalen, heteronormativen, kapitalistischen) Mehrheitsgesellschaft. In der Ich nicht vorgesehen bin.

Meine Lieblingsfrage/ -aussage von Leuten, die wussten, dass ich in Sri Lanka geboren bin, ist bis heute:

„Bist du denn nicht neugierig? Aber deine Wurzeln. Du wirst sicherlich eine Identitätskrise bekommen, weil du deine Heimat nicht kennst!“

Und mein siebenjähriges Ich so:

„Heimat ist ein Begriff, der von Rechtskonservativen genutzt wird, um deutlich zu machen, wer zur Heimat gehört und wer diese gefährdet. Nationalismus, Ideologie ...

Nein, natürlich nicht.

Aber die Krise kam.

In dem Moment, als ich realisiert habe, wie viel Rassismus ich eigentlich die ganze Zeit abbekomme.

In dem Moment, als ich endlich eine Sprache gefunden habe, das zu benennen.

In dem Moment, als ich endlich aufgegeben habe, mich anzupassen und bloß nicht aufzufallen, und angefangen habe zu akzeptieren, dass ich hier

hingehöre und trotzdem Ich sein kann.

War für mich einfacher als für andere. Deutsche Staatsbürgerinnenschaft, Deutsch als Muttersprache, weiße Eltern. Privileg und so. Deutschland muss echt mal checken, dass alle, die hier leben, dazugehören. Und bitte nicht falsch verstehen. Ich appelliere nicht dafür deutsch sein zu hypen, Nationalstaaten sind kacke.

Aber was bedeutet das jetzt für Zu Hause?

Zu Hause ist da, wo ich will. Das kann niemand für mich bestimmen.

Zu Hause ist da, wo ich entspannen kann. Wo niemand mich fragt: „Wo kommst du her?“. Wo niemand davon ausgeht, dass ich nicht dazu gehöre. Zu Hause ist da, wo ich nicht ständig darauf vorbereitet sein muss, angegriffen zu werden. Zu Hause kann auch wehtun, enttäuschen und frustrieren. Heilt aber auch wieder.

Zu Hause wird so oft mit Heimat oder Herkunft verwechselt.

In Konsequenz fremdbestimmt. Zugeschrieben. Genutzt um auszuschließen.

Zu Hause wird zu oft gewaltvoll genommen. Zu oft zerstört. Und am Aufbau gehindert.

Dagegen will ich Anschreiben. Anschreien. Und Ankämpfen.

Denn jede Person muss das Recht auf ein Zu Hause haben.

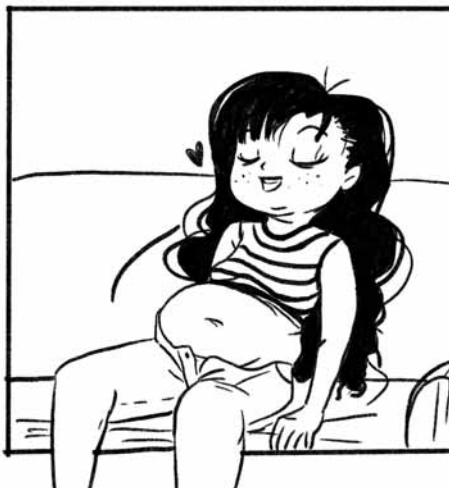
Zu Hause für Alle.

Jetzt.

Und sofort.<

Shenja Vasanthi Kumari Danz *lebt zurzeit in Wien, schreibt gerne einfach drauf los, ist definitiv Expert\*in ihrer eigenen Erfahrungen und aktiv in queerfeministischen und antirassistischen Zusammenhängen*





# Daheim töten die Leut'

Das Heimat und Heimatliebe derzeit wieder hoch im Kurs stehen ist, nicht weiter verwunderlich: Es ist ein Zeichen dafür, dass die Kosten der hiesigen Lebensweise sich kaum mehr verhehlen lassen. Von Stephan Lessenich.

*Heimat ist, wo die Rechnungen ankommen*  
(Heiner Müller)

**H**eimat: Ein durch und durch deutscher Begriff. Klar, es gibt die Rede vom „Vaterland“ in allen Nationalgesellschaften der Welt. Und nicht nur in den USA sorgt man sich um wenig mehr als um die „homeland security“, die Sicherung des staatlichen Territoriums und seiner Bewohner\*innen vor den allfälligen Gefahren, die außerhalb der eigenen Grenzen lauern. Aber „Heimat“? In den meisten Sprachen gibt es das Wort als solches gar nicht, wird aus Heimat das Heim, das Haus, die eigenen vier Wände. Nicht, dass all diese semantischen Alternativen nicht auch den Geist der Abgrenzung, des Ausschlusses, der Exklusivität atmen würden – die Betonung des Eigenen, das eben mir beziehungsweise uns, nicht aber dem oder den Anderen gehört. „My home is my castle“, eine feste Burg ist unser Haus – „eine gute Wehr und Waffen“, wie Martin Luther es dereinst hochheiligst der Gottesburg zuschrieb. Und als dann nicht nur Luther, sondern irgendwann auch noch Gott tot war oder jedenfalls totgesagt wurde, übernahm die Nation die Burgfunktion, bis heute. Außer bei den Evangelikalen, die haben gleich zwei Burgen. Sicher ist sicher.

So weit, so unschön. Aber „Heimat“? Ist irgendwie so deutsch, dass es auf besonders intensive Weise Unwohlsein erregt. Denn nicht nur überzeugten

Nationalist\*innen, völkisch Bewegten oder knallharten Neonazis läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn sie davon reden. Auch sich unbescholten wählende Mitbürger\*innen halten gern viel auf den vermeintlich unschuldigen Begriff und das Wertvolle, das sich dahinter verbirgt: Herkunft, Landsmannschaft, Dorfgemeinschaft, Ortsverbundenheit, Bodenständigkeit. Und wer gar von Kosmopolitismus redet, von Heimat jedoch nicht schweigen möchte, setzt den Begriff – genialer Schachzug – in den Plural und spricht pseudointellektuell von „Heimaten“: Auf dass aus dem vielstimmigen Heimatgerede der Kitt werde, der die schwarz-grünen Regierungsmehrheiten der Zukunft im Innersten zusammenhält.

Die bauernschlau-pluralistischen Heimatschützer\*innen wollen sich, so heißt es dann in offensiver Verteidigungshaltung gern, den Begriff nicht von rechts nehmen lassen – als ob er sich, auf links oder in der Regel ja eher bürgerlich-liberal gedreht, sozialgewebeschonend vom braunen Dreck weißwaschen lasse. Dabei ist klar, dass es in diesem semantischen Spiel nichts zu gewinnen gibt. Denn „Heimat“, sobald man sie im Munde führt, gilt es halt zu verteidigen. Gegenüber den Usurpatoren von der Rechten; und ebenso, da ist der Grat dann äußerst schmal, gegenüber denen, die halt doch irgendwie, auch nach Meinung der aufgeklärten Citoyens mit ihrer „neuen Heimat“, den sozialen Frieden gefährden. Da geraten dann so oder so all jene in den Blick, die sich – die entsprechenden Redeweisen sind Legion – nicht an



die Regeln halten; die ja gar nicht dazugehören wollen; die die Sprache nicht lernen, den Müll nicht trennen und den ganzen Tag in den Shisha-Bars rumlungern.

„Heimat“, das ist, wer auch immer den Begriff zu besetzen versucht, eine Chiffre für das Hiesige, Bewahrenswerte, das potenziell von irgendwo da draußen gefährdet wird: von den Zugereisten, Reingeschmeckten, Rübergemachten. Dabei liegen die Dinge doch genau umgekehrt: Es ist die Welt da draußen, für die von deutschem Boden Gefahr, Zerstörung, nicht selten auch Krieg ausgehen. Es ist die hiesige Form des Lebens, des Wirtschaftens, des Produzierens und Konsumierens, die anderen Menschen das nimmt, was wir – im Selbstbezug – mit Tremolo in der Stimme als Heimat bezeichnen würden. Wie in so vielen gesellschaftlichen Belangen herrscht auch in Sachen Heimatkunde ein doppelter Maßstab, ja eine flagrante Doppelmoral: Was Du nicht willst, das man Deiner Heimat tu, das füg ruhig der Heimat anderer zu.

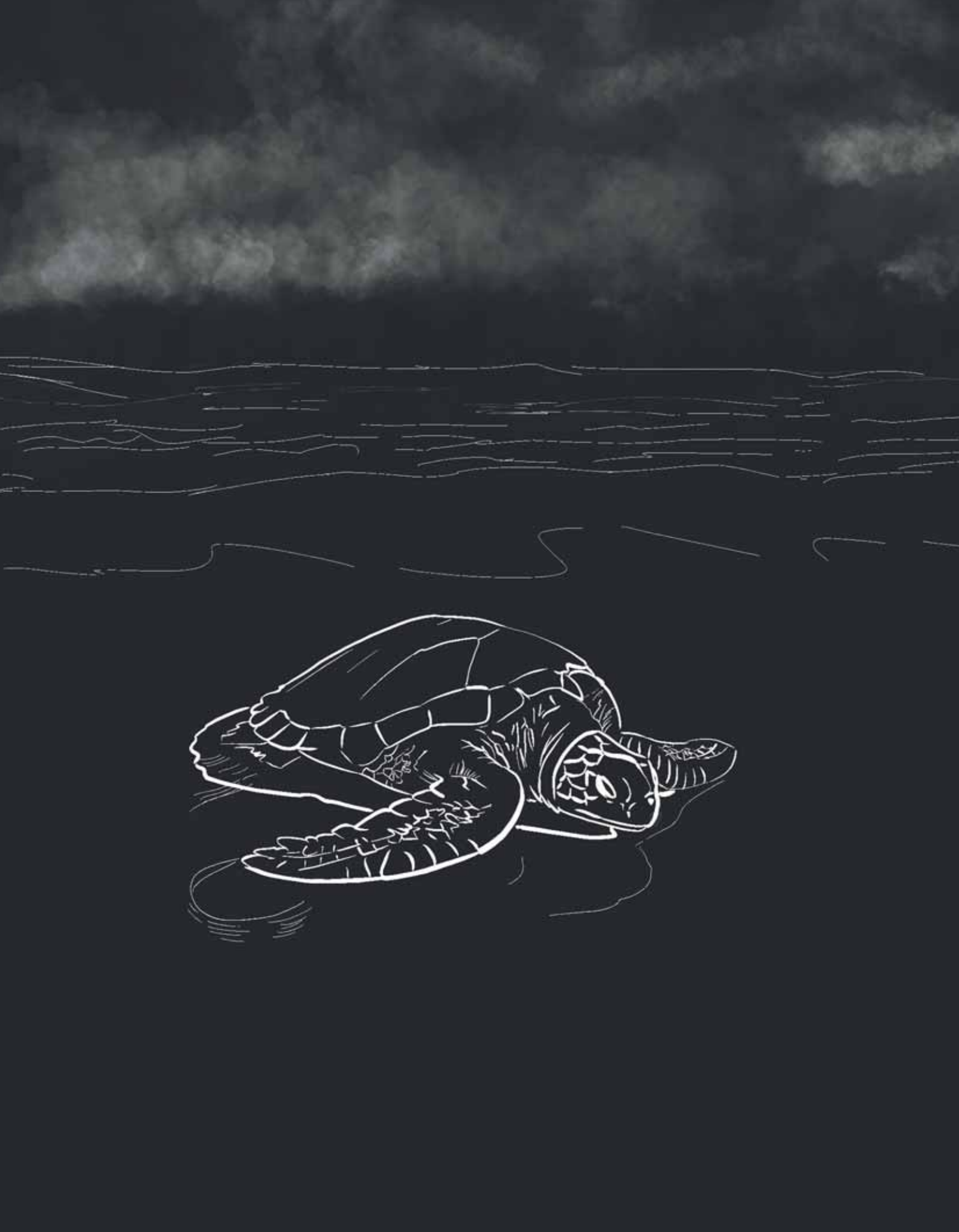
Ich nenne es Externalisierung: Während die Voraussetzungen für die hiezulande herrschende Form der Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens zu einem großen Teil – in Gestalt insbesondere der transnational organisierten Ausbeutung billiger (beziehungsweise billig gemachter) Arbeit und Natur – in anderen Weltregionen erbracht werden, sucht man die Folgen dieser gesellschaftlichen Reproduktionsweise in eben diese Regionen auszulagern, auf dass auswärts gerade nicht so gelebt werden kann, wie es daheim für selbstverständlich gehalten wird. Beispiele für diesen Zusammenhang gibt es wie Sand am Meer – den es freilich in den küstenreichen Ländern dieser Welt zunehmend weniger gibt, weil der unstillbare Ressourcen hunger der Bau-, Mineral- und Frackingindustrie der ‚entwickelten‘ Länder die globalen Vorkommen erschöpft. Und wohin man auch sonst sieht, auf die Kosten der industrialisierten Agrarrohstoffproduktion oder der spätindustriellen Konsumgewohnheiten, der westlich dominierten globalen Wertschöpfungs- oder Sorgearbeitsketten: Das Muster ist immer dasselbe, stets werden in den ärmeren Ländern der Welt Arbeitskräfte und Naturressourcen vernutzt, deren größter Nutzen der kleinen Zahl an Bürger\*innen in den reicheren Ländern der Welt zugutekommt.

Oder mehr noch, nennen wir das Kind doch beim Namen: Damit hier so gelebt werden kann, wie es breite Bevölkerungsmehrheiten tun, müssen anderswo Menschen und Umwelt sterben.

Lange Zeit nun meinten die Bürger\*innen der reichen, westlichen Industriegesellschaften allerdings nicht nur, dass der Strom aus der Steckdose komme, der Reichtum ihrer Nationen maßgeblich der eigenen Hände Arbeit beziehungsweise der eigenen Köpfe Ideen entspringe. Lange Zeit waren sie zudem der Meinung, dass die destruktiven Folgen ihrer Arbeit und ihrer Ideen einfach anderswo abgeladen und entsorgt werden könnten, ihre Plastikabfälle und ihr Elektroschrott auf den Müllhalden der südlichen Armutsmetropolen, die Rückstände ihres Energieverbrauchs in den Senken der Weltmeere und des Regenwaldes – aus den Augen, aus dem Sinn. Doch diese Zeiten sind vorbei: Die Kosten von Überproduktion und Hyperkonsum, der Herrschaft von Kapitalrendite und Statuskonkurrenz, hatten sich weder verflüchtigt noch waren sie abgegolten. Heute erweist sich das gesamtgesellschaftliche Abschreibungsmodell des demokratischen Industriekapitalismus – ob nun fordistischer oder postfordistischer Prägung – als ein gigantischer Betrug, nicht zuletzt auch als ein großer Selbstbetrug, aus dem nun das jähe Erwachen erfolgt. Und kaum sieht sich die Nation um ihren auch in Zukunft wachsenden Wohlstand auf Kosten Dritter betrogen, da wendet sich der Blick in eine verklärte Vergangenheit, da ertönt der Ruf der nach Wiederherstellung des Gewesenen und Genommenen. Da konstituiert sich die Bürger\*innenschaft der Externalisierungsgesellschaft als einig Volk von Entrechteten und Heimatvertriebenen.

„Heimat ist, wo die Rechnungen ankommen“: Wollen die anderen nicht mehr auf den Kosten unserer Lebensweise sitzen bleiben, lassen sich deren negativen Externalitäten nicht mehr länger verheimlichen, dann wird uns unheimlich, dann sehen wir das Heimeilige unserer bisherigen Existenz bedroht. Dann erscheint uns unsere „Heimat“, als das uns angeblich Eigene, von fremden Mächten, vom abstrakten und verallgemeinerten Anderen bedroht. Und wird damit endgültig selbst zur Quelle des Unheimlichen.<

Stephan Lessenich  
lehrt Soziologie an  
der LMU München.  
Zuletzt erschien von  
ihm „Grenzen der  
Demokratie. Teilhabe  
als Verteilungspro-  
blem“ bei Reclam

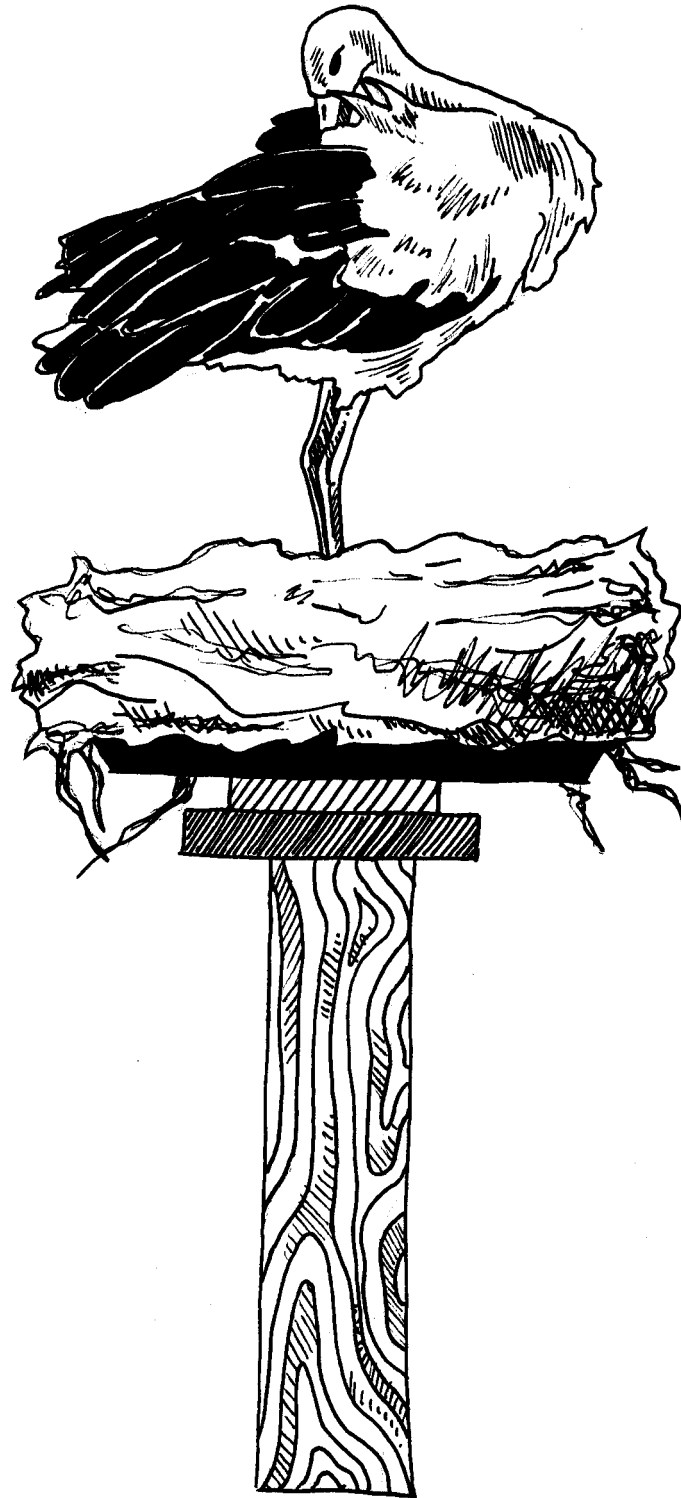


Meeresschildkröten kehren  
jährlich an ihren  
Geburtsstrand zurück  
um dort ihre Eier  
abzulegen









# Der Sound der Regression

Grüne und linke Heimattümmelei. Heute kann man sich kaum noch retten vor Aussagen, die Heimat anpreisen als provinzielle Kuschelzone, die angeblich jeder Mensch brauche, und als Liebe zur nationalen Identität, derer wir angeblich bedürfen. Der Verfassungspatriotismus als ideologischer Kitt genügt wohl nicht mehr. Gefragt sind Drogen aus dem Arsenal des völkischen Nationalismus. Von Peter Bierl.

„Wir lieben dieses Land. Das ist unsere Heimat. Diese Heimat spaltet man nicht. Für diese Heimat werden wir kämpfen.“ Mit diesen Sätzen löste Katrin Göring-Eckardt, damals Vorsitzende der Grünen, unmittelbar nach der Bundestagswahl im Oktober 2017 eine öffentliche Debatte aus. Die Jugendorganisation und ein paar versprengte Parteilinke empörten sich über dieses martialische Bekenntnis, aber es kam auch Unterstützung, etwa von ihrem Ko-Vorsitzenden Cem Özdemir. Er betonte, man dürfe den Begriff nicht den Nationalisten überlassen.

Der damalige Bundesaußenminister Sigmar Gabriel (SPD) verwahrte sich in dieser Debatte dagegen, eine Sehnsucht nach Heimat und Leitkultur als rechts abzuqualifizieren. Eineinhalb Jahre später empfahl er die Koalition der SPÖ mit der FPÖ im österreichischen Burgenland und den Abschottungskurs seiner dänischen Parteifreunde gegen Migrant\*innen als vorbildliche Strategie. Aus den Reihen der Linkspartei griffen Alexander Fischer, Staatssekretär für Arbeit und Soziales in Berlin, und Benjamin-Immanuel Hoff, Chef der Staatskanzlei in Thüringen, in die Debatte ein. In Springers rechtem Kampfblatt *Die Welt* plädierten sie für einen Heimat- und Sicherheitsbegriff, der dem Lebensgefühl der Ostdeutschen entgegenkommen solle, die sich in der Bundesrepublik nicht heimisch fühlten. Die Osis mussten herhalten, um eine zutiefst affirmative und unkritische, mindestens aber undifferenzierte Haltung zu legitimieren.

Auch im *Neuen Deutschland* wurde über Heimat gestritten und Bodo Ramelow, der linke Ministerpräsident von Thüringen, legte ein Bekenntnis zur Heimat ab, die er sich „von keinem Nazi wegnehmen“ lasse. Zwar verwahrte sich der Ministerpräsident dagegen,

den Begriff zu politisieren, allerdings definierte er Heimat ähnlich wie zuvor Fischer und Hoff als Schutzraum, ohne zu sagen, wer denn vor wem geschützt werden soll. Es sei ein Fehler, den Begriff zu skandalisieren und aufzugeben, meinte Ramelow. Darum unterstütze er ein „breit angelegtes Brauchtum in Thüringen“, also den Nährboden, auf dem auch Neonaziorganisationen wie der *Thüringer Heimat-schutz* gedeihen können.

***Den Begriff Heimat lasse er sich  
„von keinem Nazi wegnehmen“***

So ziemlich alle Abgründe der Heimattümmelei kamen dann in einem Beitrag von Jakob Augstein zum Vorschein. Der Verleger und Chefredakteur der linken Wochenzeitung *Der Freitag* meldete sich mit der Legende zu Wort, die Nazis hätten „uns“ die Heimat kaputtgemacht. Der Streit zeige einmal mehr, dass Deutschland „immer noch nicht ganz normal“ sei, denn das setze voraus, dass es trotz seiner Vergangenheit „nicht anders angesehen wird als andere Länder, sich nicht anders verhält und sich nicht anders anfühlt“. Schließlich forderte er, den Heimatbegriff nicht den Rechten zu überlassen, die nur so viel Auftrieb hätten, weil die Grünen respektive die „kulturell fortschrittlichen Eliten“ sich von der sozialen Frage abgewandt und sexuellen und kulturellen Minderheiten zugewandt hätten. Sie seien Verbündete des Konzernkapitals, denn wer von offenen Grenzen

spreche, klinge zwar wie „ein ganz süßer Kuschelhumanist“, vertrete aber ein zentrales Anliegen der Banken und Konzerne.

Diese Tirade Augsteins ähnelt der Agitation der Neuen Rechten gegen einen „globalen Elitismus“. Für manchen mag es besser klingen, aber was er fordert, würden ordinäre Nazis ungefähr so ausdrücken: Keine

## ***Zurecht war der Heimatbegriff in den 1960er- und 1970er-Jahren verpönt***

„Umvolkung“ und Schlussstrich unter die deutsche Vergangenheit. Bei Augstein kommt der neue Heimat-schutz ganz zu sich selbst. Seine Aufnahme in die Top Ten des internationalen Antisemitismus durch das Simon-Wiesenthal-Zentrum vor einigen Jahren war wohlverdient.

### Heimat-Geschichte

Liberalen und linke Heimatfreund\*innen wie Augstein verbreiten gern die Verschwörungstheorie, die Nazis hätten den Begriff missbraucht. Davon kann keine Rede sein. Dichter und Denker der Romantik in Deutschland prägten den Begriff um 1800 als sentimentale Komponente eines völkischen Nationalismus, der die Massen mobilisieren sollte: gegen Aufklärung und Revolution sowie gegen die Emanzipation der Juden, also ihre rechtliche Gleichstellung nach Jahrhunderten der Ausgrenzung. Diese deutsche Ideologie basierte auf der paranoiden Vorstellung von Überfremdung und Zersetzung. Die Liebe zur Heimat, zur Scholle, sollte die Liebe zum deutschen Volkstum, zum starken Obrigkeitsstaat fördern. Die Heimatschutzbewegung, die im Wilhelminischen Kaiserreich entstand, war dieser Geisteshaltung verpflichtet. Ihre maßgeblichen Vertreter begründeten später Hitlers Autobahnen und entwarfen Landschaftspläne zur Germanisierung von „Lebensraum“ im Osten.

Zurecht war der Heimatbegriff in den 1960er- und 1970er-Jahren verpönt, wenigstens in aufgeklärten Kreisen und Teilen der Linken. Das änderte sich als die Illusion sich verflüchtigte, die Weltrevolution stünde kurz bevor, und mit dem damit verbundenen „Abschied vom Proletariat“. Eine wichtige Etappe dorthin war die Glorifizierung des Regionalismus und der Provinz als vermeintlich revolutionärer Kraft.

Während Henning Eichberg, Vordenker der sogenannten Neuen Rechten, den Begriff des Ethnopluralismus prägte, entdeckte Rudi Dutschke, die Ikone der APO, die nationale Frage. Eine der Schnittmengen zwischen links und rechts war die deplatzierte Vorstellung, die Bundesrepublik, längst eine Führungsmacht in Westeuropa, sei eine amerikanische Kolonie, die durch Hollywoodfilme und Rockmusik überfremdet würde.

Im Jahr 2000 veranstaltete die PDS einen Parteitag unter dem Motto „Dass ein gutes Deutschland blühe“, nach dem Refrain der Brecht'schen Kinderhymne, und Gabriele Zimmer verkündete nach der Wahl zur Parteichefin: „Ich liebe Deutschland. Ich liebe meine Heimat.“ Das sorgte für Aufregung, aber Zimmer bewegte sich in der Tradition des Marxismus-Leninismus, der Volk und Nation als Grundlage des Sozialismus betonte und für die nationale Selbstbestimmung eintrat. Die antinationale Position einer Rosa Luxemburg war unter Kommunist\*innen und Sozialist\*innen stets randständig.

Auch die Grünen konnten der Versuchung nicht widerstehen. 2009 organisierte Göring-Eckardt eine erste Heimatkonferenz der Bundestagsfraktion. Im gleichen Jahr erklärte der kulturpolitische Sprecher der bayerischen Landtagsfraktion, Sepp Dürr, in einer Grundsatzrede: „Wir Grünen sind der politische Kern einer neuen Heimatbewegung“. 2011 und 2016 veranstaltete die Landtagsfraktion Heimatkongresse, auf denen sich die Redner\*innen um eine positive, nicht ausgrenzende Begriffsbesetzung mühten. Dabei wiederholte Dürr die Legende vom Missbrauch des Heimatbegriffs durch den Nationalsozialismus, aber auch durch die CSU. Göring-Eckardt bezog sich im Jahr 2018 sogar positiv auf die olivbraune Frühgeschichte ihrer Partei: „Ich denke, die Grünen waren und sind seit ihren Anfängen nichts anderes als eine progressive, wenn nicht die progressivste Heimatbewegung.“

Was gerne vergessen wird: In ihren Anfängen waren die Grünen von rechten Gruppen dominiert. Zu den großen Zampanos zählte Herbert Gruhl, ein Sozialdarwinist und Rassist, der wie Björn Höcke geschlossene Grenzen forderte und eine vermeintliche Überbevölkerung des globalen Südens beklagte. Eine zentrale Rolle spielte auch Werner Georg Haverbeck, der einst den *NS-Reichsbund Volkstum und Heimat* leitete. In dem von ihm und seiner Frau Ursula Wetzel-Haverbeck geleiteten *Collegium Humanum* fanden etliche Treffen der Grünen statt.



## Heimat-Milieus

Für die aktuelle linke und grüne Heimat- und Vaterlandsliebe gibt es verschiedene Motive, die sich nicht ausschließen, sondern ergänzen. Zunächst gibt es wahltaktische Überlegungen. Bei der Linken steht die Illusion im Vordergrund, man könnte zur AfD abgewanderte ostdeutsche Wähler\*innen zurückgewinnen. Die Grünen müssen weitere Milieus erschließen, wenn sie Volkspartei werden wollen, nicht bloß die linksliberale, urbane, besserverdienende, akademische Mittelschicht. Notwendig ist in beiden Fällen der Anschluss an eine breite gesellschaftliche Mitte, die nun mal autoritär und wohlstandschauvinistisch tickt, so wie einschlägige soziologische Studien es zeigen.

Doch der Erfolg gibt den Grünen Recht, siehe Baden-Württemberg. Die provinzielle Orientierung von Ministerpräsident Winfried Kretschmann geht soweit, dass er niemals in einen Tesla steigen würde, wie er sagt, weil das ein fremder Hersteller ist. Er hoffe auf schwäbische Limousinen mit Elektroantrieb, schließlich sei er „Regierungschef eines Automobil-Landes“. Egal wie sich Kretschmann wirklich fortbewegt, die Aussage war ein politisches Signal für die heimische Autoindustrie im Zeichen von Abgasskandal und Klimawandel. Standortsicherung ist das Alpha und Omega grüner Regierungskunst in Stuttgart, einer Stadt, die bei Feinstaub und Stickstoffdioxid mit die höchsten Belastungen im ganzen Land aufweist.

Das leitet über zum zweiten Motiv. Die Heimat- und Vaterlandsliebe dient wie gehabt als ideologischer Kitt, in diesem Fall als Ersatz für Reformpolitik. In Nordrhein-Westfalen winkten die Grünen als Koalitionspartner der SPD den weiteren Braunkohleabbau im Hambacher Forst durch, ebenso wie die Linke in Brandenburg den Abbau in der Lausitz. Die Grünen in Hessen wollten keinen Untersuchungsausschuss zur Aufklärung der NSU-Morde, um ihren Bündnispartner CDU zu schonen. Die Linkspartei in Brandenburg trug ein neues Polizeiaufgabengesetz mit, was Proteste aus anderen Landesverbänden auslöste. In Hamburg hatten die Grünen im Wahlkampf einst gegen „Kohle von Beust“ plakatiert, um dann 2008 in einer schwarz-grünen Koalition unter Bürgermeister Ole von Beust (CDU) ein Kohlekraftwerk zu genehmigen.

Der Verratsvorwurf mag im Einzelfall berechtigt sein, wenn aus mehr oder weniger radikalen Aktivist\*innen Herrschaftspersonal geworden ist. Aber das Problem ist, es hat System, wie die Geschichte linker Parteien seit rund 120 Jahren illustriert. Grüne wie Linkspartei sind keine Fundamentalopposition im Sinne von Rosa

Luxemburg, stattdessen sichern sie als Regierungsparteien die Kapitalverwertung. Schon deshalb, weil die finanzielle Basis staatlichen Handelns an deren Gelingen hängt. Auf Bundesebene müssten und würden sie alles tun, damit Deutschland in der Konkurrenz der Staaten erfolgreich mitmischen kann. Die Grünen haben das mit dem Krieg gegen Jugoslawien, Rüstungsexporten und Hartz IV schon bewiesen. Als Regierungsparteien setzen beide nicht einmal ein echtes soziales und ökologisches Reformprojekt durch, das sie ständig versprechen.

## Heimat-Sound

Im Bundesrat unterstützte Kretschmann Verschärfungen des Asylrechts. Die Abschiebungen aus dem grün-schwarz regierten Ländle wurden vom dortigen Flüchtlingsrat scharf kritisiert. Die Ansprachen des grünen Oberbürgermeisters Boris Palmer aus Tübingen

## ***Als politischer Begriff ist Heimat deshalb gefährlich***

gen über Flüchtlinge sind fast AfD-kompatibel. Das Pendant in der Linkspartei waren immer wieder Auslassungen von Sarah Wagenknecht. Das verweist auf das dritte Motiv. Der Rechtsruck hat die linken Parteien, links im Sinn von linksliberal (Grüne) und sozialdemokratisch (Die Linke), längst erfasst. Der neue Heimatsound ist Ausdruck von Regression und innerer Überzeugung. Nach dem Faible für Regionalismus und Heimat ist die dritte Stufe erreicht: Die Protagonist\*innen identifizieren Heimat mit Nation. Und sie beschuldigen im Einklang mit den Medien die faschistische Rechte, das Land zu spalten. Damit haben sie sich auf ein grundlegendes rechtes Framing eingelassen.

Bereits 2010 warb Robert Habeck für einen linken Patriotismus, verbunden mit einem Bekenntnis zu Staat und Kapitalismus. Er pries die Marktwirtschaft als effizientestes Mittel gegen den Klimawandel an. Dagegen sei Sozialismus Sozialromantik, regressives Wunschdenken. Seitdem wurde er als Kandidat für höhere Ämter gehandelt, möglicherweise ist Habeck demnächst Kanzlerkandidat. Bedenklich ist auch die Beliebtheit des Begriffs Gemeinwohl in linken und

grünen Kreisen, etwa in Gestalt einer Gemeinwohl-ökonomie, einem Kapitalismus mit fairer ökologischer und sozialer Buchhaltung. Denn die Parole „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ stammt ursprünglich von den Nationalsozialisten. Damit sollten alle Volksgenossen für eine Leistungsgesellschaft mobilisiert werden, die sozialen Ausgleich versprach, ohne dabei die Struktur von Kapital und Lohnarbeit anzutasten.

Von Peter Bierl  
*erscheint demnächst*  
*„Keine Heimat*  
*nirgendwo“ (Edition*  
*Critic). Zuletzt hat er*  
*die Bücher „Einma-*  
*leins der Kapitalis-*  
*muskritik“ (Unrast-*  
*Verlag 2018) und*  
*„Grüne Braune:*  
*Umwelt-, Tier- und*  
*Heimatschutz von*  
*rechts“ (Unrast-Ver-*  
*lag 2014) veröffent-*  
*licht*

Wenn Göring-Eckardt fordert, die Heimat – natürlich identisch mit dem Land – dürfe nicht gespalten werden, ist das Realitätsverweigerung oder Schlimmeres. Wenn Habeck von Gemeinwohl und Gemeinschaft schwärmt, läuft es mir kalt über den Rücken. „Sich für die Gemeinschaft einzusetzen, das ist für mich links und patriotisch“, lautet seine Definition. Diese Gesellschaft besteht immer noch aus Kapitaleigentümern und Lohnabhängigen und sie ist nach wie vor patriarchal und rassistisch geprägt. Gemeinwohl und Gemeinschaft kann es nur als Illusion und Propaganda geben, als Zwang und als Integration eines Teils der Subalternen, auch durch Teilhabe an der Beute eines starken nationalen Kapitals – aber immer auf Kosten ausgeschlossener Gruppen.

Soziale Widersprüche, Herrschaftsverhältnisse und Klassengegensätze verschwinden im Heimatbegriff, sie werden unsichtbar und stattdessen wird eine Gemeinschaft konstruiert, die so nicht existiert. Als politischer Begriff ist Heimat deshalb gefährlich. Genauso wie Region, Patriotismus und Nation. Alle diese Begriffe sind identitär und ethnisieren soziale Widersprüche. Die Frage der Zugehörigkeit, nach Ein- und Ausgrenzung, bleibt aber im Raum und wird früher oder später beantwortet.



Fotostrecke: Alexander Buchner, Dana Friedrichs, Lisa Grasmaier, Julia Höllwart







# Die ganze Welt für alle

Über den Unterschied zwischen Heimat, Bleibe und Zuhause. Warum die Heimat niemals ein Zuhause sein kann und warum das Zuhause mehr ist, als nur ein Dach über dem Kopf. Von Klaus Weber.

**M**eine Mutter lebte ihr Leben lang in einer oberbayerischen Kleinstadt. Ein einziges Mal war sie zu überreden, in ein Flugzeug zu steigen, um einen Jugendfreund ihres Mannes – meines Vaters – in Mexiko zu besuchen. Noch Jahre später schwärmte sie von der Schönheit und Buntheit dieser Reise, um im letzten Satz hinzuzufügen: „Aber daheim ist es doch am schönsten.“ Ihr Zuhause war bestimmt vom Blick der anderen Kleinstadtbewohner\*innen, die sie – und damit auch uns, ihre drei Kinder – in der Normalität, der Enge und der Ordnung halten wollten. Als wäre das Überschreiten der von wem auch immer gesetzten Grenzen mit einem Todesurteil, mindestens aber mit der Ausweisung aus der Kleinstadt verbunden. Dies glaubend lebte und starb meine Mutter – heimattreu und depressiv.

Heimat – literarisch

Im Jahr 2019 erhalten zwei Menschen den Literaturnobelpreis: die polnische Autorin Olga Tokarczuk und

der österreichische Schriftsteller Peter Handke. Beide leben nicht mehr dort, wo sie geboren wurden, und beide reisten und reisen gerne. Tokarczuks Buch *Unrast* handelt davon, auf Reisen, auf der Flucht und entwurzelt zu sein; also nicht an dem Ort zu sein, an dem viele behaupten sich zu Hause zu fühlen. Ihr scheint das Zuhause ein Greuel zu sein: „Ein sesshaftes

## *heimattreu und depressiv*

Leben, dieses merkwürdige Leben, in dem man morgens da weitermacht, wo man am Abend aufgehört hat, in dem die Kleidung ganz vom Geruch der eigenen Wohnung durchdrungen ist und die Füße unermüdlich ihren Pfad auf dem Teppich treten“. Das Unveränderbare,

Statische und Auf-Sich-Bezogene eines solchen Heimat-Orts birgt für Tokarczuk die Unmöglichkeit, über die eigenen Beschränktheiten – aber auch über die regionalen wie die Landesgrenzen – hinauszudenken und zu gehen.

Peter Handke, österreichisch-slowenischer Herkunft, lebt seit Jahrzehnten in der Nähe von Paris und kann

den Satz unterschreiben, dass man „seinen Eltern dankbar dafür sein [muss, wenn sie einem] ihre Heimatlosigkeit vererbt haben“. Als kritischer Geist weiß er, dass die Gegend, welche die meisten „Heimat“ nennen, vor allem mit Einheimischen bevölkert ist, die einen Freigeist wie ihn ebenso aus dieser Heimat vertreiben wollen wie alles Fremde und „Andersartige“. In solch einer Heimat, schreibt er, „werde ich (wieder) menschengleich“.

Auf einen kurzen Nenner bringt es eine weitere Literaturnobelpreisträgerin, die ebenfalls nicht dort leben will, wo sie herkommt: Elfriede Jelinek. Den eingeborenen Bayern und Österreichern legt sie guten Grunds die Worte in den Mund: „Wir sind wir und scheuchen von allen Orten die anderen fort“. Mag sein, dass Schriftsteller\*innen ein besonderes Gespür für Veränderungen und Brüche in Landschaften wie im Leben haben müssen und somit den Muff des Gestrigen im Heimatbegriff besser erkennen. Die Eingeborenen, die von „ihrer Heimat“ reden, legen Wert darauf, dass diese sicher, unverändert und ungestört bleiben soll. Doch was bleibt schon, wie es ist – vor allem in einer Gesellschaftsform, in der alle sich bewegen (müssen), um im Lohn- und Profitrennen mithalten zu können?

Wenn Heimat das ist, was bleiben und vor allem immer gleich bleiben soll, wenn Heimat etwas Unveränderbares sein soll dann, so ein anderer Dichter, der politisch weite Wege ging: Christian Geissler, dann „gibt es sie nicht, denn auch der baum fällt, das warme haus, die liebe, des flusses biegun, der ganze stern“.

Heimat – politisch

„Heimat“ ist in allen politischen Diskussionen damit kontaminiert, dass andere aus ihr ausgeschlossen werden sollen. Ebenso wie „Volksgemeinschaft“ und „deutsche Leitkultur“ definiert sich der Heimat-Begriff vor allem dadurch, dass er von allen mit vielfältigen Bedeutungen aufgeladen werden kann, allerdings keine exakte Definition erfährt. Der eine meint seinen Geburtsort, die andere ihren Verein und die damit verbundenen Bräuche, der dritte wiederum betrachtet vor allem die Menschen, mit denen er befreundet ist, als Grundlage seiner Verbundenheit zu einem Ort, einer Heimat. Diese Beliebigkeit, was die defini-

torische Klarheit betrifft, macht gerade die politische Funktion solcher „Containerbegriffe“ aus: Jede\*r kann ihn mit eigenen Bedeutungen füllen, solange keine Eindeutigkeit bezüglich des Begriffs verlangt ist.

Eindeutig ist allem Heimatgeschwätz jedoch das Wissen darüber, was und wer nicht zu ihrer Heimat gehört: „Wer kein Bier trinkt, ist kein Bayer, wer den Koran liest und an Mohammed glaubt, kann kein Deutscher sein, wer nicht wie wir ist (und wir sind nicht wie ihr seid), der ist eben anders. Wir sind alle die, welche keine anderen sein wollen, obwohl wir einzigartig sein wollen – und zwar jeder einzelne von uns – in seiner/ihrer Wirftigkeit“.

Alle theoretischen Analysen zu den ideologischen Grundlagen des deutschen Faschismus zeigen, dass die von Hitler, Goebbels und Rosenberg propagierte „deutsche Volksgemeinschaft“ vor allem über die Ausgrenzungs- und Auslöschungsphantasien eines imaginierten jüdisch-marxistischen „Gegenvolks“ funktionierte. In *Mein Kampf* weiß Hitler über die Juden alles (auch wenn das angeblich Gewusste keiner Wirklichkeitsprüfung standhalten würde); über das „deutsche Wesen“ oder die Kennzeichen einer „deutschen Volksgemeinschaft“ jedoch kann er keine einzige konkrete positive Aussage treffen. Heimat wird – vor allem als politischer Kampfbegriff – zumeist gegen andere

**Heimat wird  
als politischer Kampfbegriff  
zumeist gegen andere  
verwendet**

verwendet und nicht, um einen Ort, eine Region oder gar ein Stück der Natur zu schützen. Gerade die bayerischen Trachtler und Böllerschützen sind es, die bei jeder Einweihung von Golfplätzen, von Skigebieten und neuer Hotelanlagen als kulturelle Zierde für politische Umweltvergehen dienen wollen.

Zuhause

Unzählige Menschen haben kein Zuhause. Viele sind auf der Flucht, weil sie in Wellblechhütten mit anderen zusammengepfercht nicht leben können, viele leben und arbeiten im „Wanderschaftsmodus“, viele fliehen vor Krieg, Hunger, Folter und den Folgen ökologischer Katastrophen. Doch nicht nur an den Rändern, auch in den Zentren und Metropolen kapitalistischen Wirtschaftens haben die wenigsten ein dauerhaftes Zuhause: Der freie Warenverkehr erzwingt den freien Menschenverkehr, was sich in Phrasen wie



„zunehmende Mobilitätsanforderungen“ äußert. Von psychisch belastenden Arbeitsplätzen ausgelaugt sitzen Arbeitsmenschen viele Stunden in Autos, Zügen, Bussen und U-Bahnen, um vom Schlaf- zum Arbeitsort und zurück zu kommen. Wer noch jung oder fit genug ist, vergnügt sich auf After-Work-Partys, um anschließend in seiner überbelegten Wohnkammer angetrunken ins Bett zu fallen.

Mag sein, dass das *Manifest der Kommunistischen Partei* von Marx und Engels in einigen Punkten – was die Erwartungen einer proletarischen Revolution betrifft – daneben liegt. Bestätigt hat sich jedoch, wie die Waren-

produktion aus Profitgründen das soziale Leben „unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen [hat] als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘“. Selbst diejenigen, die von einem Zuhause sprechen können, weil sie ein Dach über dem Kopf haben, sind in diesem Zuhause noch lange nicht glücklich.

Bleibe

„Kann ich bei Dir bleiben, heute Nacht?“; eine Frage, die ich in der Schule oft stellte, wenn ich Angst hatte vor meinem Zuhause, bei meinen Eltern und Brüdern, wo ich eigentlich sein sollte. Eine Bleibe finden, als Unterschlupf für kurze oder längere Zeit. Mir fällt keine Möglichkeit ein, wie dieses Wort – im Gegensatz zu Heimat – politisch ausgrenzend verwendet werden könnte. In einem Streitgespräch mit seinem heimatverbundenen und fremdenverachtenden Großvater findet Peter Handke ein Wort gegen des Großvaters Heimatgeschwätz: „Ein einziges reichsdeutsches Wort hat mich allerdings aufhorchen lassen: ‚Bleibe‘. Bleibe ... Bleibe! – statt der ewigen Leier mit ‚Heimat!‘“.

Jemandem eine Bleibe bieten setzt das Wissen um seine\*ihre Not voraus. Es ist für die Fragenden gar nicht nötig, diese Not genauer zu beschreiben; das Fragen nach dem Bleibenkönnen in fremdem Zuhause scheint den Grund des Bleibenwollens in sich zu tragen. Doch: Der Grund des Bleibens bei anderen Menschen muss nicht nur Not und Leid beinhalten. Auch Verliebte fragen danach, ob sie die Nacht bei der\*dem anderen bleiben können. Mag sein, dass die Sanftheit und Aufnahmebereitschaft der Liebessprache

das Bleibe-Wort so freundlich klingen lässt.

„Gastfreundschaft“

Ein Zuhause bezieht sich – im Gegensatz zum Heimatbegriff, der zumeist eine ausschließende Funktion hat – in der Regel auf das Dach, das wir über dem Kopf haben. Während Heimat in der Regel weder

Personen, noch konkrete Gebäude benennt, kann das Zuhause durchaus der Ort sein, in dem andere, auch fremde Menschen Unterkunft, Unterschlupf, Beherbergung finden können. Die Grundhaltung derer, die dem Anderen, dem Fremden Räume zum (Über-)Leben anbieten, ist

die der Gastfreundschaft. Weit davon entfernt, Gäste als zeitweilige Mitmenschen zu betrachten, ist Gastfreundschaft als radikale Handlung zu denken (mit Marx: Radikal ist, der Sache an die Wurzel zu gehen, und die Wurzel ist der Mensch).

In der griechischen Polis wie auch in Rom war dem „Fremden“ (gr.: *xénos*, lat.: *hostis*) durch Zeus beziehungsweise Jupiter grundsätzlich privater wie öffentlicher Schutz und auch Unterkunft gewährleistet. Diese Art von „Gastfreundschaft“ erfordert, dass ich mein Zuhause öffne und [...] dem unbekanntem, anonymen, absolut Anderen (eine) Statt gebe, dass ich ihn kommen lasse, ohne von ihm eine Gegenseitigkeit zu verlangen oder ihn nach seinem Namen zu fragen. Das Gesetz der absoluten Gastfreundschaft gebietet, mit der rechtlich geregelten Gastfreundschaft, mit dem Gesetz oder der Gerechtigkeit als Recht, zu brechen“ (Jacques Derrida). In Deutschland soll ein Gast nur dann „aufgenommen“ werden, wenn er – wie auch Grüne und FDP fordern – einen ökonomischen Nutzen hat. Insofern ist ein Einwanderungsgesetz nichts anderes als ein Ausschließungsgesetz für diejenigen, die keine Gegenleistung bringen können in den Augen derer, die in diesem Land des ökonomischen Wahns die Gegenleistungen festlegen.

Dieser Missbrauch von Gastfreundschaft wird von Derrida als Grundlage dafür genannt, wie Menschen zu Parasiten gemacht werden: „Ohne dieses Recht (auf Asyl) kann er ‚bei mir‘, im Hause des Gastgebers, nur als Parasit, als missbräuchlicher, illegitimer, heimlicher Gast Eingang finden, der damit rechnen muss, vertrieben oder festgenommen zu werden“. Ein unglaublicher Widerspruch, der zum Nachdenken

über unsere „demokratisch verfasste Gesellschaft“ anregen kann: Gastfreundschaft als Haltung wird – wenn wir sie denn ernst nehmen – zum kriminellen Akt.

### Zukünftiges – ein Zuhause für alle

Klaus Weber *ist Professor an der Hochschule München, Fraktions-sprecher der LINKEN im Bezirkstag von Oberbayern, Vertrauensdozent der Hans-Böckler- sowie der Rosa-Lu-xemburg-Stiftung, Mitglied der GEW. Zuletzt erschien von ihm „Resonanzver-hältnisse. Zur Faschisierung Deutschlands – ein politisches Tage-buch“ (2018) und „Adolf Hitler nach-gedacht: Psychologie, Person, Faschismus“ (2016) (beide im Argument Verlag)*

Heimat – wenn sie denn eine positive Bedeutung haben könnte – kann einzig als zukünftige gedacht werden, in der alle Menschen einen Platz, ein Zuhause haben sollen, in der sie als Menschen gleich und gerecht sich behandeln und in der keinem ein Haar gekrümmt werden darf. Biblisch wäre das ausgedrückt in den Paulusbriefen an die Hebräer mit dem Satz: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“. Gäbe es eine solche Heimat, dann müssen wir sie uns selbst erschaffen; also nicht christlich-demütig abwarten, bis wir verwandelt werden, sondern uns die Welt so wandeln, damit wir und die nach uns Kommenden in und auf ihr leben können.

Walter Benjamin, der marxistische Philosoph, der sich im Norden Spaniens aus Angst vor dem faschistischen Terror im September 1940 das Leben nahm, wünschte sich eine solch heimatliche Welt: „Wird der Gedanke solcher Heimat in die Herzen aufgenommen sein, dann könnte jene Solidarität entstehen, die der menschlichen Situation gemäß ist: dass alle endliche, durch ein Ziel verbundene Wesen sind: das Leid zu bekämpfen, in Freiheit zu leben, die Wahrheit zu erkennen und nach Kräften zu verwirklichen“. Doch in heutigen Zeiten, in denen nach dem Wahlerfolg der neuen Nazis aus der AfD im Jahr 2017 von der Vorsitzenden der GRÜNEN ausgerufen wird: „Wir lieben dieses Land. Das ist unsere Heimat. Und diese Heimat spaltet man nicht“, in dieser Zeit hat vielleicht doch der kürzlich verstorbene Herausgeber der Zeitschrift *Konkret*, Hermann L. Gremliza, recht, wenn er behauptet: „Ohne Liebe zur Heimat keine Verbrechen gegen die Menschheit“.









# Welcome Home

Kann man an mehreren Orten gleichzeitig zu Hause sein? Ist es ein Privileg oder eine emotionale Zumutung? Von Denise Forte.

**D**ie letzte Stunde vor meiner Abreise ist immer die Schlimmste. Eine angespannte Stimmung liegt in der Luft. Immer wieder füllen sich meine Augen mit Tränen, aber ich habe einen der schwersten Abschiede aller meiner Reisen hinter mich gebracht. Der Abschied von dem mir am meist vertrauten Ort, der Ort, an dem ich aufgewachsen bin. Der Abschied von meinen Eltern.

Ich habe viele Orte, an denen ich zu Hause bin. Jetzt sind es schon drei. Kann man überhaupt an mehreren Orten gleichzeitig zu Hause sein? Physikalisch nicht – aber vielleicht gefühlt? Emotional stoße ich an meine Grenzen. Ich war mal wieder zu Besuch in meinem Heimatland, das Land in dem ich geboren wurde, in dem meine Eltern und mein Bruder leben.

Vor sechs Wochen verabschiedete ich mich von meinen Freund\*innen in Kanada – auf unbestimmte Zeit. Das belastet mich am meisten, nicht zu wissen, wann ich wiederkomme oder ob überhaupt. Es macht es mir leichter, dass Kanada nur gute zwei Jahre mein Zuhause war. Schlimmer ist der Abschied, wenn ich Neuseeland verlasse. Zehn Jahre habe ich dort gelebt und lange Zeit war dies mein unumstrittenes Zuhause. Ich habe mich noch nie irgendwo auf dieser Welt so zu Hause gefühlt wie in den ersten Jahren in Neuseeland. Nicht mal in meinem Geburtsland, in Deutschland.

Doch nach fünf Jahren in Neuseeland vermisste ich vertraute Rituale, meine Heimat. Bis dahin war mir nicht klar, dass ich so empfinden konnte. Absurd fand ich das, denn Bayern war doch eigentlich nie mein

„Zuhause“ gewesen. Meine Eltern sind '69 aus Tschechien nach Deutschland ausgewandert. Fliehen musste man erst nach '69. Bis zu meinem neunten Lebensjahr durften wir das Heimatland meiner Eltern nicht besuchen. Doch dann fiel die Mauer. Bis dahin war ich mir sicher, dass meine Eltern anders waren als die Deutschen, weil sie eben Tschechen waren, nicht Deutsche, und wir Kinder waren dann auch Tschechen. Logisch. Aber dann erlebte ich: Meine Eltern waren auch anders als meine tschechische Verwandtschaft. Wahrscheinlich waren sie auch schon vorher anders und sind deshalb weg. 21 Jahre konnten meine Eltern nicht in ihre alte Heimat reisen. Jetzt hatten sie einen deutschen Pass. Und was waren sie jetzt? Und was waren wir Kinder?

Die erste Reise nach Tschechien war ein Abenteuer. Es herrschte pure Wiedersehensfreude. Uns Kindern wurde in die Backen gezwickt, als ob man sich vergewissern wollte, dass es uns wirklich gab. Uns kannte bis dahin noch keiner. Bis auf unsere Großeltern, die durften ein Mal im Jahr rüber, in den letzten Jahren bevor die Mauer fiel.

Nach einigen Reisen in die tschechische Heimat schwand die Romantik. Deutsche mochte man nach dem Mauerfall nicht. Ich wagte es nicht mehr Tschechisch zu sprechen. Ich hatte einen deutschen Akzent. Besonders traumatisierend war für mich ein Zwischenfall, als meine Tante mich vor der ganzen Familie als Deutsche beschimpfte. Ich sollte nicht denken, dass meine Scheiße besser stinke, weil ich eine Deutsche wäre, warf sie mir vor. Ich hatte das deutsche Wort „Nein“ benutzt. Ich wusste mir einfach

nicht mehr zu helfen. Höflich hatte ich mehrere Male dankend in meinem schüchternen Tschechisch die unzähligen Aufforderungen zum Essen abgelehnt. Ich war zehn Jahre alt. Das war das erste Mal, das ich erfuhr, dass ich gar keine Tschechin sei. Mein Bruder wohl schon, denn der fraß immer alles und viel. Meine Tante war begeistert. Sein Tschechisch war auch besser als meins.

Ich fühlte mich nicht als Deutsche, wenn unsere Familie im Ausland gemeinsam den Urlaub verbrachte.

## **Das Entsetzen, wenn ich etwas falsch mache beim Biertrinken**

Wir genossen das richtig und machten uns einen Spaß daraus, deutsche Urlauber auf Deutsch zu kritisieren: „Schau dir die Deutschen an“, war so ein Standard-spruch von uns und wir lachten los. Aber in Tschechien waren wir die Deutschen.

Die bayerischen Traditionen waren mir oft fremd. „Was? Du hast kein Dirndl!“ Ganz entsetzt reagierten meine Freund\*innen. Oder als ich mit 16 zugeben musste, dass ich nicht wusste, was ein Weißwurstfrühstück war, geschweige denn die Essensregeln dazu kannte. Da fühlte ich es wieder, dass ich keine Deutsche war. Und eine Tschechin durfte ich auch nicht sein.

Umso absurder war es dann, als ich in Neuseeland endlich ein Land fand, in dem ich mich heimisch fühlen konnte, plötzlich aber merkte, dass ich trotzdem zum ersten Mal meine Kultur vermisste. Wenn ich mal wieder im Ausland lebe, vermisse ich eben jene Brezen und Weißwürste, die mich damals von meinen Freund\*innen abgrenzten. Mittlerweile gibt es sogar in meiner Familie Weißwurstfrühstück. Es ist sogar zu einer richtigen Tradition geworden. Heute liebe ich Traditionen, mit denen ich aufgewachsen bin.

Jahrelang bin ich um die Welt gereist. Ich war eingeladen auf traditionellen Hochzeiten in Sri Lanka,

Indonesien, und sogar mehrere Male in Malaysia, und natürlich auch in Neuseeland. Alle freuten sich, dass ich versuchte den traditionellen Regeln gerecht zu werden. Es war aufregend und lustig. Zumindest war das meine Wahrnehmung. Auf den Hochzeiten meiner deutschen Freunde war ich nicht. Warum? Ich ertrage es nicht: die Erwartungen meines Geburtsortes, meiner Freund\*innen. Das Entsetzen, wenn ich etwas falsch mache beim Biertrinken. Ein Zeichen dafür, dass ich gar keine richtige Deutsche bin. Oder – ganz schlimm – keine wasch-echte Bayerin.

Heute ist mir das wurscht. Überall auf der Welt wollte ich dazu gehören, mich anpassen, mein Zuhause finden. Nur nicht in meiner Heimat, in der ich geboren und aufgewachsen bin.

Jeder empfindet Kultur unterschiedlich. Es ist unmöglich, Vergleiche zu stellen. Ich selbst sehe neue Orte mit einer frischen Energie, die ich zu Hause nicht spüre. Mein Verhalten strahlt nach außen, hat eine Wirkung – dabei spielt auch eine Rolle, was ich für den anderen repräsentiere. Unzählige Zufälle treffen da aufeinander. Sämtliche Aufeinandertreffen von zwei oder mehreren Kulturen sind sehr individuelle Erfahrungen.

Inzwischen bin ich nach Kanada gezogen. Ich fühle mich dort sehr wohl. Aber Heimat? Ich weiß es nicht. Jetzt bin ich nochmal für ein paar Monate in Neuseeland, lebe in einem Küstenort, der bei Surfern sehr bekannt und beliebt ist, in einer kleinen Künstlerhütte, in der ich meine Bilder verkaufe. Jetzt ist gerade Hauptsaison. Die Tourist\*innen und Surfer\*innen kommen und kaufen meine Bilder.

Doch dieses Jahr möchte ich eine Entscheidung treffen. Wo ist mein Zuhause? Am liebsten wäre es mir, wenn ich mich in Europa wieder zu Hause fühlen könnte. Das wäre am Einfachsten. Die letzten Wochen in Europa waren sehr emotional. Doch ich merke: In diese Gesellschaft voller Druck und Erwartungen passe ich irgendwie nicht mehr. Da bin ich mehr „Kiwi“ oder Kanadierin. Allerdings: Ich vermisse meine Familie viel zu sehr. Ich will die langen Abschiede nicht mehr ertragen müssen.

Der Zug rattert. Neben mir wird in einem vertrauten Tiroler Akzent gesprochen. Da war ich auch mal eine Zeitlang zuhause. Vorfreude auf meine neuseeländische Heimat und Freund\*innen kommt auf. Gleichzeitig schmerzt der Gedanke, wieder so weit weg von meinen Eltern zu sein. Die werden ja auch nicht jünger. Wie viel Zeit haben wir noch? Habe ich das



alles aus jugendlichem Leichtsinn, aus einer gewissen Arroganz oder gar Egoismus heraus gemacht? Da ist er wieder, der emotionale Stress, den ich als Heimatlose fühle. Oder bin ich gar nicht heimatlos, sondern habe eben mehrere Heimaten gleichzeitig? Emotional ist das kaum zu managen – bürokratisch auch nicht. In dieser globalisierten Welt gibt es keinen offiziellen Platz für Nomad\*innen wie mich. Für eine Nomadin, die auch noch Künstlerin ist! Die meisten Jahre habe ich freiberuflich gearbeitet. Wollte ich zurück, wäre mir die Altersarmut in Deutschland wohl sicher.

Die Buddhisten sagen, dass man sein Zuhause in sich selbst findet. Ja, das verstehe ich. Und das beruhigt mich. Vor allem dann, wenn ich mal wieder irgendwo um ein Visum für eine Arbeitserlaubnis kämpfen muss. Doch meine Freund\*innen und Familie, die mittlerweile überall auf der Welt verteilt sind, bringt das auch nicht zusammen. Wenn aber meine Freund\*innen und meine Familie meine Heimat sind, dann werde ich meine Heimat, mein Zuhause nie über einen einzigen Ort definieren können.

Am Flughafen sitzt ein junger Mann hinter dem Schalter. Automatisch spreche ich ihn auf Englisch an. Er sieht meinen deutschen Pass und fragt, ob es auch auf Deutsch geht, das würde ihm einfacher fallen. Ich entschuldige mich, ja klar, weiß auch nicht wieso. Ich höre vom Nebenschalter, wie zwei Reisende nach ihren Visa für Neuseeland gefragt werden. Die Person am Schalter weist darauf hin, dass man als Tourist\*in einen Rückflug oder Ausreiseflug vorweisen müsse. Den haben die Reisenden noch nicht. Sie sagen: „We will be back in five minutes.“ Der junge Mann blättert interessiert in meinem Pass weiter und findet meine neuseeländische *permanent residency*. Begeistert fragt er: „Ah, Sie wohnen also in Neuseeland?“ – Ja, nein, vielleicht ... schon.

Irgendwie fühlt es sich doch gut an, mit einem warmen, zufriedenen und vor allem sicheren Gefühl wieder in das Land zurückzufliegen, in dem ich Steuern zahle, eine Krankenversicherung habe und eine vollständige Bürgerin bin. In Neuseeland angekommen ist eine riesige Warteschlange am Grenzscharter. Ich höre wie Reisende befragt werden. Einer vor mir ist freiberuflicher Fotograf, will drei Monate Neuseeland bereisen. Er wird gefragt, wie er das finanzieren will. Und ob er Freunde in Neuseeland hat. Mir kommt das bekannt vor. Nach Kanada bin ich auch mit einem Touristen-Visum eingereist. Grenzen sind etwas Seltsames und Unangenehmes. Man wird ausgefragt wie ein\*e Kriminelle\*r. Irgendwann wird es diese Grenzen so nicht mehr geben, davon bin ich

überzeugt. Bis dahin müssen Menschen wie ich, die in der Welt herumreisen und ihr Zuhause suchen, bei diesem Bürokratienspiel mitmachen. Doch heute brauche ich mir keine Sorgen machen, offiziell ist Neuseeland immer noch mein Zuhause. Die Grenzbeamtin öffnet meinen deutschen Reisepass, ein kurzer Blick auf das Foto, dann auf mich: „Welcome Home“.<

Denise Forte  
*ist in München  
aufgewachsen und  
Künstlerin. Sie malt  
Bilder, illustriert  
Bücher und streift  
durch die Welt.*

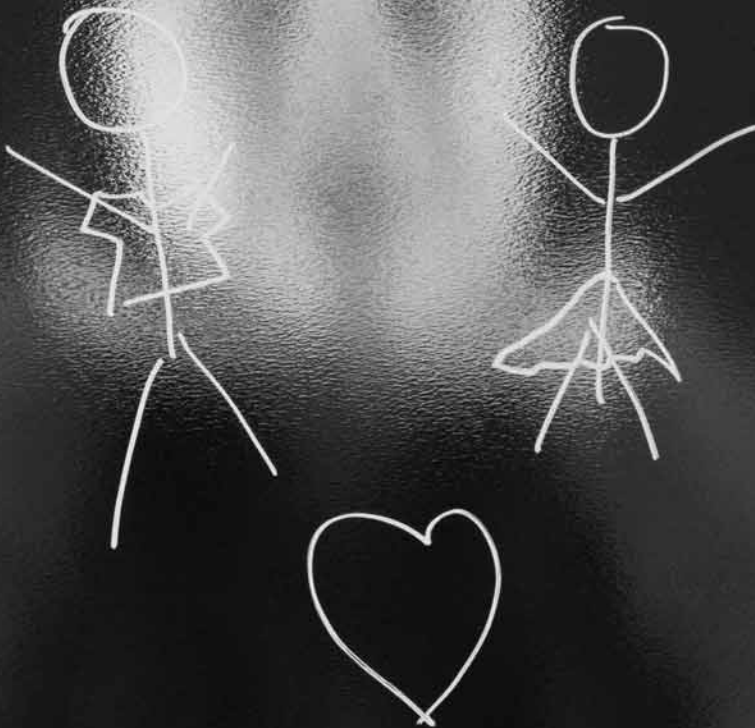








OHANA  
means  
FAMILY



# Übernachtung, kein Frühstück

Von Jan Kavka.

Vielleicht bleib ich lieber zuhause. Denn bevor ich das nächste Mal zu einer Demo fahre, muss ich erstmal überprüfen, ob ich genug Geld auf dem Konto habe. Das kann nämlich teuer werden. Die Bundespolizei hat seit September letzten Jahres eine neue Gebührenverordnung. Nicht für Straftaten, sondern für Dienstleistungen. Also, wenn man in den fragwürdigen Genuss kommt, eine Dienstleistung der Bundespolizei in Anspruch nehmen zu dürfen. So kostet dann zum Beispiel eine erkennungsdienstliche Maßnahme 59,50 Euro. Identitätsfeststellung, also das Abfragen des Ausweises über Funk, 53,75 Euro. Ein mündlicher Platzverweis 44,65 Euro, ein schriftlicher gar 88,85 Euro. Richtig teuer wird es, wenn man in Gewahrsam genommen wird. Die Anordnung dazu kostet schon 74,15 Euro und jede angefangene Viertelstunde in Gewahrsam 6,51 Euro. Wenn man also eine Nacht unfreiwillig in einer Zelle verbringt, ist man schnell 300 bis 400 Euro los. Ohne auch nur irgendetwas getan zu haben. Ohne von einem Gericht verurteilt zu sein.

So eine Ingewahrsamnahme ist nämlich keine Strafe für ein Vergehen, sondern eine Präventivmaßnahme. Sie schützt zum Beispiel vor Autonomen oder Hooligans. Wenn man also zu einer Demonstration anreist und zufälligerweise, weil es kalt und windig und regnerisch ist, eine schwarze North-Face-Jacke trägt, dann kann man auch schon mal in Gewahrsam landen. Ohne etwas getan zu haben. Schließlich besteht ja die Gefahr, dass man etwas tun könnte. Man sieht ja so aus. Man trägt ja sogenannte szenetypische Kleidung. Und jetzt kostet das einen Haufen Geld. Man zahlt für etwas, das man nicht getan hat, und für etwas, das nicht verboten ist. Eine Strafe ohne Straftat. Eine Strafe ohne Verurteilung und ohne die Möglichkeit, rechtlichen Widerspruch einlegen zu können. Und es ist ja nicht so, dass all die Arbeit der Bundespolizei nicht schon durch Steuergelder finanziert wäre.

Natürlich ist die Bundespolizei vor allem an Bahnhöfen und Flughäfen im Einsatz, aber um zu einer Demonstration oder einem Fußballspiel in einer anderen Stadt zu kommen, muss man nun mal am Bahnhof oder manchmal auch am Flughafen vorbei. Auch Proteste gegen Abschiebungen finden oft an Flughäfen statt. Manch Demonstrant\*in wird sich zweimal überlegen, ob er\*sie es sich leisten kann, auf eine Demonstration zu fahren, oder nicht doch lieber zuhause bleibt. Ein demokratisches Grundrecht nur für diejenigen, die es

sich leisten können. Eine Einschränkung des Demonstrationsrechtes durch die Hintertür. Und es ist auch nicht sicher, ob das jetzt nicht nur ein Testlauf ist und diese Gebührenverordnung früher oder später auch von den Landespolizeien übernommen wird. Zum Glück bin ich, dank der deutschen Niedriglohnpolitik, so prekär beschäftigt, dass ich mir diese Strafen ohnehin nicht leisten kann. Dann komme ich dafür ins Gefängnis und die Allgemeinheit zahlt das am Ende doch wieder.

Ich bin zwar prekär beschäftigt, ich bin aber dennoch privilegiert. Ich bin weiß, und seitdem ich keine bunten Haare mehr trage, werde ich auch nur noch selten von der Polizei kontrolliert. Bei Menschen mit offensichtlicher Migrationsgeschichte, mit dunkler Haut oder mit einem Aussehen, das einfach nicht kartoffelig genug ist, sieht das schon wieder anders aus. Auch wenn *Racial Profiling* offiziell verboten ist, ist die Wirklichkeit der Polizeiarbeit einfach eine andere. Eine diskriminierende, ja oftmals einfach eine rassistische. Und Menschen mit sichtbaren Migrationsgeschichten müssen nun auch noch für diskriminierende Polizeiarbeit zahlen. Bahnticket zum Sparpreis: 29,90 Euro; Identitätsfeststellung: 53,75 Euro; Rassistische Erniedrigung: unbezahlbar.

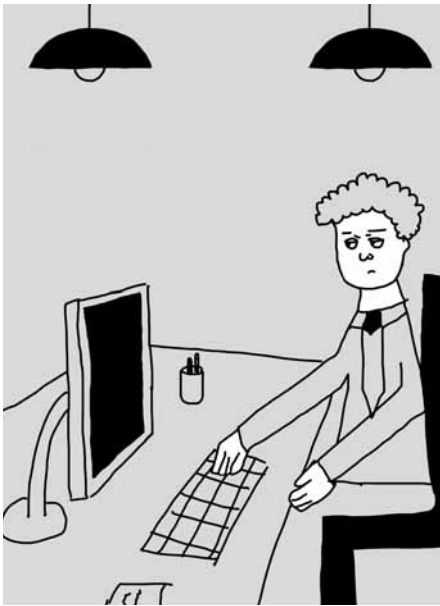
Am Härtesten trifft es wieder mal Geflüchtete. Wenn sie abgeschoben werden, gibt es nach der neuen Gebührenverordnung nun auch einen festen Stundensatz für die Polizeibegleitung: 15,69 Euro pro angefangene Viertelstunde. Geflüchtete müssen demnach nicht nur den Flug selbst bezahlen, sondern auch eine Menge Geld für die polizeiliche Begleitung blechen, vor allem, wenn sie irgendwann wieder nach Deutschland zurückkehren wollen. Ein Flug von München nach Kabul dauert leicht neun Stunden. Was da zusammenkommt, kann man sich ausrechnen. Nicht, dass es schon schlimm genug wäre, nachts von Polizist\*innen aus dem Zuhause gerissen und in ein Flugzeug gezerrt zu werden. Nachdem nun allerdings Donald Trump vor Kurzem mit den islamistischen Taliban in Afghanistan „Frieden“ geschlossen hat und die Taliban jetzt wieder ungehindert agieren können, dürften die Kosten noch eines der kleineren Probleme für abgeschobene Afghan\*innen sein.

Manchmal möchte ich einfach zuhause bleiben.<

Jan Kavka *ist prekär lebender Schriftsteller mit Schreibblockade*









Völmöbliertes Loft direkt an der Isar

900 € kalt



Nettes Einfamilienhaus mitten im Grünen

1.800 € kalt



Altbauhaus im Herzen Schwabings

1.000 € kalt

## THE JOURNEY (DESERT)

The faint air of death  
 Laughing at me  
 The faint air of uncertainty  
 Grasping my heart

The sand, hot as charcoal burns my feet  
 Gramped in a jeep, full of dying lives  
 We are afraid of the next minute  
 The seconds comes with uncertain treat to our lives  
 Individual freedom is turned to collective will to  
 survive

I run from certain nemesis but certain  
 Certain ghosts of the desert sing songs of death

I am alive by the will of the creator  
 But many skeletons sings in the desert

## Die Reise (Wüste)

Der laue Windhauch des Todes  
 lacht mich aus  
 Der laue Windhauch der Ungewissheit  
 greift nach meinem Herzen

Der glühend heiße Sand verbrennt mir die Füße  
 Zusammengepfercht auf einem Jeep voller Sterbender  
 fürchten wir jede Minute, die kommt  
 Jede Sekunde eine Bedrohung für unser Leben  
 Die Freiheit des Einzelnen wird zum Überlebenswillen  
 aller

Ich bin auf der Flucht vor dem Untergang  
 doch die Geister der Wüste singen das Lied vom Tod

Ich bin noch am Leben, so will es der Schöpfer  
 doch so viele Skelette singen vom Tod in der Wüste

## THE RED BLOOD

Blood is thicker than water  
It bonds humanity  
The colour of our blood is red  
But our skins becomes our enemies  
when we allow it to rule our emotions

My skin is white, your skin is black  
But our blood is red  
Which is the strongest of all the colours?  
The answer is red

Red bonds us closer together  
And not the colours of our skins  
Beneath our white and black skins  
Red reigns SUPREME and racism dies

## Rotes Blut

Blut ist dicker als Wasser  
verbindet die Menschheit  
Die Farbe unseres Blutes ist rot  
doch die Farbe unserer Haut wird uns zum Feind  
wenn wir zulassen, dass sie unsere Gefühle beherrscht

Meine Hautfarbe ist weiß, deine ist schwarz  
aber unser Blut ist rot.  
Welche der Farben ist denn am stärksten?  
Die Antwort heißt: das Rot.

Das Rot ist es, das uns zueinander führt  
und nicht die Farbe unserer Haut  
Denn unter dem Weiß und unter dem Schwarz  
da triumphiert das Rot – schon ist der Rassismus tot

*My name is Joe  
Agafi. Living in  
Regensburg. Am a  
lover of humanity. A  
friend to all*

*Die Gedichte wurden  
übersetzt von  
Barbara Krohn und  
Gerd Burger*



Illustration: Isabelle-Sophie Schmeller, Magdalena Schmid





# Der rote Papagei

von Sebastian Schulke

Seit zwei Tagen starrt der Papagei nun schon in die Ferne. In die tiefe Ferne des Amazonas. Von der Spitze eines kleinen Holzbootes aus. Mal schaut er nach rechts, mal nach links. Mal starrt er in das undurchdringliche Grün des Dschungels, mal in das unbefleckte Blau des Himmels. Mal schläft er, mal wacht er. Mal träumt er, mal schreit er. Mal hebt, mal senkt er seinen Kopf, als ob er irgendetwas Bedrohliches gehört hätte. Dann flattert er aufgeregt mit seinen Flügeln, schüttelt sein rotes Federkleid und gibt einen müden Krächzer von sich. Im selben Moment dreht er sich um und nickt Woney beruhigend zu: „Alles klar. Alles gut. Keine Angst, ich bin bei dir.“ Woney sitzt hinten, lenkt die schwimmende Holzschale und schmunzelt. „Du bist ein verrückter Vogel“, sagt der Junge. Das überhört der Papagei natürlich und wendet sich verantwortungsvoll wieder seinem Posten zu. Er sitzt schließlich nicht zum Spaß vorne auf der Spitze des Holzbootes. Woney hat sein Boot schwer beladen – mit Orangen, Zitronen, Mangos, Bananen und Manu-Beeren, dazu Boca Chicos, die kleinen Fische aus den Seitenarmen des Amazonas, die er mit bloßen Händen gefangen hat. Eine wertvolle Ladung, die bewacht werden muss. Bevor sie sich irgendein gemeiner Dschungeldieb schnappt. Die Früchte und Fische und das kleine Holzboot sind alles, was Woney besitzt. Und einen Brief. Der Brief ist das wertvollste seiner Ladung. Er steckt feinsäuberlich gefaltet in der Innentasche seines zerfetzten Umhangs. Alle fünf Minuten greift er sich an sein Herz, ob der Brief noch da ist. Dann fühlt er das weiße Papier in seinen Fingerspitzen, den Duft und Klang der Worte, die aus ihm strömen und atmet erleichtert auf. Der Strom der Worte hat Woney auf den Amazonas getrieben. Als seine Augen die Schwünge und Bögen, Linien und Punkte auf dem Fetzen Papier erblickten und sein

Geist daraus Bilder formte, trieb es seinen Körper raus aus seinem kleinen Dorf Aparia, am Rande der Anden. Am Rande einer kleinen Goldmine. Da wo sich der Rio Limon durch den mächtigen Regenwald wurschtelt, bis er vom Amazonas geschluckt wird.

Da, wo sich Woney tagaus und tagein, solange er denken und gehen kann, mit seinen Knochen durch Schlamm und Steine bohren musste. Wo das Fieber der Fremden die Körper der Kinder frisst. Vor zehn Jahren wusste noch niemand, was unter den Wurzeln der riesigen Bäume steckt. Da waren die Aparias noch ein harmloser Haufen von Jägern und Sammlern und ließen sich vom klaren Schein ihrer Naturgewalt berauschen. Bis plötzlich eine dunkle Gestalt aus einer düsteren Stadt das Goldfieber mitbrachte. Es brach aus, breitete sich rasant aus und saugte alles Leben aus Aparia. Auch der kleine Woney blieb davon nicht verschont. Seit er denken und gehen kann, arbeitet er in der Mine. Einsam und allein. Seine Eltern sind früh gestorben, seine fünf Jahre ältere Schwester Felica ist vor langer Zeit spurlos verschwunden. Außer Javier, dem alten Fischer seines Dorfes, der sich nicht vom Gold blenden ließ, hatte Woney niemanden, der seine Sprache sprach und verstand. Javier war der Einzige, in dem nicht ein Goldklumpen glänzte sondern Sonne schien.

Ab und zu saßen die beiden vor Javiers Hütte, die noch nicht von der Mine gefressen wurde. Im Schutze des Regenwaldes. Sie grillten Boca Chicos, rauchten Tabak und ließen sich von der finsternen Nacht entführen.

So wie sich jetzt Woney vom Strom des Amazonas entführen lässt. Die kleinen und schnellen Wellen

bringen Woney zum Taumeln und Träumen – auch am Tage. Dabei will er gar nicht träumen, er will seinen Traum leben. Mit offenen Augen. Denn nur so kommt er aus diesem goldenen Käfig auch wirklich raus. „Dreh dich nicht um. Dreh dich niemals um, wenn du diese Hölle verlässt“, hatte Javier im Rausche einer dieser Nächte gesagt. „Sonst verbrennst du. Und der Brief mit dir.“ Der Brief? Javier rannte in seine Hütte und hielt Woney ein Stück Papier vor seine Nase. „Ich weiß nicht wie viele Wochen oder Monate dieser Brief gebraucht hat, das Datum ist verwischt. Aber er ist von Felica. Sie lebt, sie ist frei, arbeitet in Macapá, bei der Familie Correa“, sagte Javier, „der Lastwagenfahrer, der immer die Post verteilt, hat ihn mir heute gegeben.“ Javier blickte Woney an und weinte. Woney spürte auf einmal eiskalte Hände über seinen Rücken ziehen. Seine eigenen Hände zitterten, als er den Brief im Schein des Feuers öffnete. Sein ganzer Körper bebte. Ein stechendes Gefühl presste sich durch sein Herz, als ob Flammen durch seine Adern dringen und seinen Kopf zum Dampfen bringen. Heißer Dampf, der sich in Wassertropfen verwandelt und kalt an seiner Stirn klebt. Bis schließlich alles vor seinen Augen verschwimmt und Tränen über seine Wangen fließen.

Woney greift sich wieder an sein Herz. Der Amazonas ist bereits in der dunklen Nacht verschwunden. Ah! Der Brief nicht. Und auch der rote Papagei ist noch da. Fast scheint es so, als habe Javier den Vogel geschickt, damit Woney nicht alleine ist. „Ich bin zu alt und schon zu lange in Aparia. Ich bin hier geboren und will mein altes Paradies nicht verlassen“, hatte Javier immer gesagt. Auch in dieser einen Nacht. Und der gleiche Wille fesselte auch Woney – bis zu der Nacht, in der er den Brief öffnete. Woney wollte nicht mehr länger in der Mine arbeiten und seinen Schmerz mit den Erinnerungen des alten Fischers betäuben. Das Paradies war längst weg. Geflohen. Und wenn es jemals wieder nach Aparia zurückfinden sollte, dann muss er raus und es suchen. Mit dem kleinen Holzboot von Javier, dass der alte Fischer eh nicht mehr braucht. „Du kannst es haben Woney.“

Das Boot lag einsam und allein am Ufer, gefangen an einem Seil, halb verschlungen von Schlamm und Lianen, vergessen und verstoßen. Warum? Ein Loch. Ein Loch machte das kleine Holzboot nutzlos und sinnlos – für den Fischer. Ein Loch, das er immer wieder geflickt und gestopft hatte. Doch dann hatte er genug, keine Lust mehr. Das ganze Dorf lachte schon über ihn: „Der hat nicht nur ein Loch im Boot sondern auch im Kopf.“ Und so baute sich Javier ein neues Boot. Ein viel größeres und schöneres. Aus dem Stamm eines Pancho-Baums, dessen Holz in der Sonne

glänzt und einen angenehmen, sanften Duft ausstrahlt. Nun sitzt Woney in dem kleinen Holzboot. Das Loch hat er mit Schlamm, Blättern und Ästen gestopft. Eine ganz besondere Konstruktion, die er sich selbst ausgedacht und an der er tagelang rumgebastelt hat. Und auch wenn mal etwas Wasser durch das Loch kommt. Dann saugt er die Tropfen mit seinem Hemd einfach auf und wringt es über dem Amazonas aus.

Zwei Tage und zwei Nächte ist er nun schon unterwegs, das Hemd musste er noch nicht einmal auswringen und den alten Fischer und das Dorf hat er noch nicht einmal vermisst. Komisch. Nichts hält ihn. Als ob der Amazonas ruhelos durch seinen ganzen Körper fließt. Ihn unaufhaltsam treibt. Und je weiter er treibt, desto wohler fühlt er sich. Auch wenn Woney gar nicht weiß, wo er sich gerade befindet. Aber die mächtigen Bäume, die über das verschlungene Ufer des Amazonas ragen, die Schreie der Aras und Affen, die feuchte Luft, die blutsaugenden Moskitos, die brennendheißen Strahlen der Sonne, das stille Rauschen des grünen Stroms und die undurchdringliche Tiefe des Dschungels verleihen ihm ein unglaublich wohliges Gefühl. Er kann es nicht greifen, er kann es nicht verstehen. Er fühlt es, ganz stark. Seine Augen, sein Mund, seine Nase, sein Herz, seine Knochen – alles in ihm strahlt und lacht. Sein Körper saugt erleichtert dieses Gefühl auf. Fast wirft es ihn um. Tränen waschen seine Augen, geben Woney Halt. Tränen, die sein Herz befreien und seine Augen immer weiter öffnen.

Die Sonne taucht langsam unter, zieht einen glitzernen Schleier über den mächtigen Fluss. Die Schreie der Affen und Aras verlaufen sich im Dunkeln. Nur das Zirpen der Grillen und der Schein des Mondes durchbricht die finstere Nacht. Alles scheint zu schlafen. Selbst der Papagei hat seine roten Federn über seinen Schnabel gezogen. Und auch Woney will seine Augen schließen. Aber er kann nicht. Seit er Aparia verlassen hat. Er blickt nicht zurück, ihn bremsen keine Zweifel, ihn treibt keine Angst, er stellt keine Fragen, er erwartet keine Antworten, er sitzt einfach in seinem Boot und treibt durch den Amazonas. Eine Lebensader, die ihn nicht verschluckt oder ausspuckt, sondern seinen Traum leben lässt. Gekritzelt auf einem Fetzen Papier. Er faltet ihn wieder feinsäuberlich zusammen, steckt ihn in seine Innentasche. Woney wundert sich über sich selbst. Wie können ihn diese Worte nur so stark bewegen? Über acht Jahre lang, wenn nicht noch länger, bewegte ihn fast gar nichts. Er kroch morgens in die schmalen Schächte der Mine, kroch abends wieder raus. Dann legte er sich auf sein Lager und schlief – bis zum



nächsten Morgen. Augen auf, Augen zu, Augen auf, Augen zu – wie eine Maschine, die der Minen-Aufseher ein- und ausschaltet. Seine kaputten Knochen ignorierte Woney. Die Leere in seinem Kopf akzeptierte er. Warum lebte er? Um zu arbeiten. Etwas anderes gab es nicht. Oder? Er wusste keine andere Antwort. Und er war auch zu müde, um nach Antworten zu suchen. Daran konnten auch die Nächte mit dem alten Fischer am Lagerfeuer nichts ändern. Sein Geist schlief. Sein Körper arbeitete. Sein Herz schwieg.

Sebastian Schulke  
*ist freier Journalist  
und freier Autor –  
und zusammen mit  
seiner kleinen  
Familie genießt er  
die große Freiheit in  
München*

Nun ist Woney wach. „Ich habe Hunger“, sagt er dem Papagei. Der nickt ihm verständnisvoll zu und starrt wieder in die Ferne. Fisch wäre jetzt gut, denkt sich Woney. Aber dafür müssten sie ans Ufer und ein Feuer machen. Das geht nicht. Das Wasser des Amazonas, das durch seinen Körper treibt, würde sich stauen und ihn zerreißen. Er muss weiter, schnappt sich eine Orange, schmeißt dem Papagei ein Stück davon zu. Gut. So schaukeln die beiden über den Amazonas. Menschen haben Woney und der Papagei noch keine gesehen. Krokodile zum Glück nur am Rande des Ufers, wo sie ihre vollgefressenen Bäuche im Schatten des Regenwaldes ausstrecken. Ab und zu beobachten sie ein paar farbenfrohe Aras, die es sich auf einem knochigen Ast bequem gemacht haben. Der rote Papagei tut dann immer so, als ob er seine entfernten Verwandten nicht gesehen hätte. Er starrt dann äußerst beschäftigt auf die andere Flussseite, als ob er gerade mit seinem dicken Schnabel einen Jaguar aufgespürt hätte, der es auf seine roten Federn und die Ladung abgesehen hat. Ein Riesenotter tauchte gestern unter dem kleinen Boot her und mit seinem Kopf kurz auf. Da hätte sich Woneys Bewacher fast vor Schreck in die Hose gemacht. Gelbe, blaue und bunte Schmetterlinge tanzen durch die Luft. Die Affen, Frösche, Schlagenhalsvögel und andere Schreihälse des Dschungels sind meist nicht zu sehen, nur zu hören. So wie jetzt dieses komische Donnern, das über den Amazonas zieht, immer näher und bedrohlicher kommt. Menschen! Auf einem alten, stinkenden Kahn. Der Rost nagt an ihm. Hinten auf der Ladefläche stehen Tagelöhner. Dutzende. Ihre Gesichter sind mit Öl verschmiert. Ihre Klamotten sind zerrissen und voller Schlamm. Sie lachen, als sie Woney und den Vogel erblicken. Woney winkt ihnen zu. Da stutzen sie – einer winkt zurück. Er schaut Woney sehnsüchtig nach, bis die Flussbiegung und das Grün den rostigen Kahn verschlungen haben. Es geht weiter, immer weiter. Auch als der Amazonas die beiden auf ein riesiges Meer spült. Oh mein Gott! Was ist das? Die Wellen glitzern im Sonnenlicht und laufen in die Unendlichkeit, direkt in den Himmel. Keine Grenzen, keine Mauern, keine Zwänge, keine

Schmerzen, keine Furcht. Pure Freiheit. Grüne Inseln ragen vereinzelt aus dem Wasser, bestehend aus tausenden kleinen Blättern. Woney schließt seine Augen, die Sonne brennt. Oder ist es die Freiheit? Er greift sich wieder an sein Herz.

„Felica. Felica. Wo bist du? Wohin führst du mich? Was passiert mit dir und mir? Was passiert mit uns? Wann passiert es? Warum passiert es? Ich weiß nicht, wo du bist und wer du bist. Ich weiß nicht, was du geschrieben hast, ich weiß nicht, wie man diese Worte liest und schreibt. Außer deinen Namen. Außer den Schwüngen, Bögen, Punkten und Linien auf dem weißen Papier, die soviel Kraft und Wärme in sich tragen, dass ich immer noch weine. Auch wenn ich dich in der Mine verloren hatte, auch wenn mein Herz schwieg. Jetzt bin ich endlich frei. Ich bin nicht alleine. Egal wo du bist. Ich trage dich in meinem Herzen. Und das macht mich so glücklich. Mein Herz schlägt wieder, für dich ...“

Plötzlich wird Woney aus dem Boot gerissen, ein treibender Baumstamm. Der Junge klatscht im hohen Bogen ins Meer? Der rote Papagei schreit, fliegt davon.<



# Life of a transgender

Geschichten, die nie ihren Weg aus dem Lager Moria finden. Von Parwana Amiri

Ich lebe im Moria-Lager.

Transgender zu sein bedeutet weder weiblich noch männlich zu sein, weder Mann noch Frau – sondern transgeschlechtlich. In einer Gesellschaft wie Afghanistan ist eine Transperson wie ein außerirdisches Wesen, das aus dem Weltall zur Erde gekommen ist. In Afghanistan verstehen Menschen Geschlecht binär: Nur weiblich und männlich werden als ‚normale‘ Geschlechter betrachtet.

In Afghanistan habe ich falsche Namen verwendet. Ich bin Mina. Dieser Name suggeriert, dass ich ein Mädchen bin. Aber jeden Tag schreit mein gesamtes Sein, meine Seele: „Ich bin kein Mädchen! Steckt mich nicht in diese Kleider!“

Ich wurde 1992 in Mazar-e Scharif geboren, einer Provinz im Westen Afghanistans. In einer solchen Gesellschaft ein Mädchen zu sein, geht mit Schuldgefühlen einher. Eine Transperson zu sein, die als Mädchen geboren wurde, geht mit doppelten Schuldgefühlen einher. Als mir also klar wurde, dass ich nicht wirklich ein Mädchen bin, wurde mein Leben zu einem Albtraum. Ich merkte, wie ich immer isolierter wurde, weil ich zu keinem der dominanten Geschlechter gehörte. Obwohl ich einen weiblichen Körper hatte, wollte ich mit Jungen Zeit verbringen, mich wie ein Junge verhalten. Mit ihnen spielen, mit ihnen lernen, mit ihnen zu sprechen, fühlte sich angenehm an.

Als ich noch klein war, erlaubte mir meine Familie im Grunde, zu tun, was ich wollte. Aber sobald mein weiblicher Körper sich entwickelte, verboten sie mir,

zu sein, was ich sein wollte und wie ich sein wollte. Als ich 18 wurde, fühlte ich mich wie ein Gefangener in meinem weiblichen Körper, und ich konnte es nicht mehr ertragen, Mädchenkleidung zu tragen. Also beschloss ich, meinen Hijab abzunehmen und zu sein, was ich sein wollte.

Ich war in eine Klassenkameradin verliebt und verbrachte all meine Zeit mit ihr. Sie wusste nicht alles über mich. Sie wusste nur, wie stark meine Gefühle für sie waren, sie dachte, ich wäre wie andere Mädchen.

Manchmal fühlte sie sich unsicher und fragte, ob es mir gut ging. Ich entschied mich schnell dafür, mit ihr und meiner Familie zu sprechen.

Ich begann damit, ihr von all meinen Gefühlen zu erzählen, dass ich sie

wirklich liebte und mein ganzes Leben mit ihr verbringen wollte. Sie war schockiert, aber sie akzeptierte mich und wollte, dass ich bin, was ich sein möchte – nicht, was andere von mir wollen.

Als ich mit meiner Familie sprach, sagten sie mir, sie würden mich umbringen, wenn ich nicht machte, was sie mir sagten. Sie sagten mir auch, dass ein potentieller Ehemann nach mir gefragt hätte und dass er und seine Familie am nächsten Tag zu Besuch kämen, um einen Antrag zu machen. Ich sollte mich wie eine Frau anziehen, und das war's.

Ich dachte mir, okay, ich mache, was sie von mir verlangen. Ich werde heiraten, aber ich werde keinen Sex mit ihm haben. Sex erfordert Gefühle, und ich hatte keine derartigen Gefühle für ihn oder andere Männer. Ich dachte mir, nach zwei Monaten lasse ich mich scheiden, versprochen.

***Also beschloss ich, meinen Hijab abzunehmen und zu sein, was ich sein wollte***

Ich tat das Gegenteil dessen. Ich ging zum Friseur und ließ meine Haare kurz schneiden, wie ein Junge. Dann zog ich ein T-Shirt und Jeans an und ging heim.

Meine ältere Schwester war schockiert, mich so zu sehen und sagte mir, ich solle mich sofort umziehen und ein Kopftuch anziehen. „Sonst“, sagte sie mir, „bringt unser Vater dich um.“

Ich zog ein Kopftuch über mein kurzes, braunes Haar und einen Rock über meine Jeans.

Die Gäste kamen, ich heiratete, aber ich hatte keinen Sex mit ihm. Wir waren zwei Monate lang zusammen, dann ließ ich mich von ihm scheiden.

Als mein Vater von der Scheidung erfuhr, verprügelte er mich. Meine Augen waren schwarz und blau.

„Was soll das?!“, schrie er. „Willst du, dass ich dich umbringe? Was habe ich falsch gemacht, dass du dich so verhältst? Was hast du dir jemals gewünscht, das ich dir nicht gegeben hätte?“ Er schrie und schlug weiter auf mich ein.

„Du hast mir nicht gegeben, worauf ich ein Recht habe,“ antwortete ich. „Hast du mich jemals gefragt, was ich möchte? Wie ich leben will? Du weißt nichts über mich.“ Ich sagte weiter, „du hast immer nur an deinen Ruf und deine Ehre gedacht, nicht an dein Kind.“

Und während ich mit ihm sprach, begann ich zu schluchzen und zu weinen. „Weinen wird nichts ändern,“ schrie er, „ich werde entscheiden, wie es mit dir weitergeht.“ Er warf mich aus dem Haus, und das war das letzte Mal, das ich ihn gesehen habe.

Etwa sechs Jahre lang hatte ich keinerlei Kontakt mit meiner Familie.

Vor ein paar Jahren starb meine Mutter, meine zwei Schwestern heirateten. Ich besuchte sie.

Ich konnte nicht lange bei meiner Schwester bleiben. Ihr Mann, mein Schwager, war mit mir unzufrieden und sein Verhalten mir gegenüber wurde immer schlimmer. Mir wurde klar, dass ich dort nicht bleiben konnte.

Eines Tages rief mein Schwager mich zu sich und sagte mir: „Wir müssen eine Entscheidung für dich treffen. Wie du weißt, ist unsere finanzielle Situation nicht gut und wir können es uns nicht leisten, für dich Geld

auszugeben. Morgen lassen wir dich wissen, was wir beschlossen haben.“

Es war extremer Stress für mich. Ich wusste nicht, was er entscheiden würde und was passieren sollte. Es war wie ein Albtraum. Ich konnte nicht schlafen. Aber gleichzeitig war ich glücklich mit meinem Aussehen; die ganze Nacht lang stand ich verträumt vor dem Spiegel, kämmte mein kurzes Haar und probierte verschiedene Scheitel aus.

Am nächsten Tag schien die Sonne, und ich war immer noch verträumt. Ich wollte ein Anwalt werden und die Rechte von Menschen beschützen, die Welt gerecht machen. Aber sie haben diese Träume verbrannt, meine Kinderträume und die, die ich erwachsen hatte. Sie verbrannten meine Hoffnung.

Mein Schwager fragte mich. „Wirst du dich ändern?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Du wirst dich nicht umentscheiden?“

„Nein!“, insistierte ich. „Ich weiß, wer ich bin und ich weiß, wie ich leben will. Jeder Mensch darf sich frei entscheiden.“

„Wir sind nicht in Europa, vergiss das nicht!“, schrie er. „Ich lebe in dieser Gesellschaft, mit vielen anderen Menschen. Jeden Tag sprechen sie über dich. Ihre Worte stören mich. Wenn du arbeiten möchtest oder studieren, dann habe ich kein Problem damit, aber ich werde es nicht tolerieren, dass Menschen über dich und uns sprechen.“

Ich hatte dreieinhalb Jahre lang bei meiner Schwester gelebt. Aber nach diesem Gespräch beschloss ich, sie zu verlassen und ihnen keine Unannehmlichkeiten mehr zu bereiten.

Ich war traurig, hoffnungslos, am Boden zerstört und orientierungslos. Mir wurde klar, dass ich alleine war. In jeder Hinsicht alleine. Vollkommen alleine in der ganzen weiten Welt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, wohin ich gehen sollte. Ich weinte und weinte. Ich weinte ununterbrochen.

Ich ging zu meiner Klassenkameradin, die mir angeboten hatte, mir Geld zu geben, damit ich aus Afghanistan fliehen und frei sein konnte – frei vor allen Augen, ohne mich verstecken zu müssen.



Ich fand eine Familie, die ebenso wie ich nach Deutschland wollte. Also nahm ich das Geld meiner Freundin an und ging mit der Familie nach Farah, dann nach Nimros, einer Stadt an der Grenze zu Pakistan. Danach gingen wir nach Pakistan, in eine Stadt voller Diebstahl, Krieg und Lügen. Als wir dort ankamen, war mir nicht klar, dass ich mich wie ein Mädchen anziehen und einen Hijab tragen sollte. Ich dachte, die Menschen wären toleranter und offener als in Masar-e Scharif. Aber in Nimros wurde mir klar, dass ich meinen kompletten Körper bedecken musste. Aber selbst so sahen uns alle an, als hätten wir als ‚Frauen‘ irgendein Verbrechen begangen. Mir wurde klar, dass sie uns so ansahen, weil unsere Männer T-Shirts und Hosen trugen, Kleidung, die sich sehr von ihrer eigenen unterschied, denn sie selbst trugen alle lange Kleider und traditionelle Tunban-Hosen. Also zogen unsere Männer sich um und liehen sich Perahan und Tunban aus.

Wir verbrachten acht Nächte an der pakistanischen Grenze, und es war die schwierigste Zeit unserer Reise. Eines Nachts versuchten drei Männer in unser Zelt einzudringen, während wir schliefen, aber glücklicherweise hielten unsere Männer sie auf; es kam zu einem Kampf. Sie gingen wieder, aber danach konnten wir nicht mehr schlafen.

Wir erreichten Iran, ein Land voller Rassismus und Hass zwischen Schiiten und Sunniten, zwischen Iraner\*innen und Afghan\*innen. Dort verbrachten wir drei Tage in den Bergen. Es war sehr kalt, aber die Schlepper halfen keiner Familie mit Kindern. Die Familie, deren Kind vom Berg fiel und starb, tat mir so unglaublich leid.

Schließlich erreichten wir die Türkei.

Das UNHCR [das UN-Geflüchtetenkommissariat, Anmerkung der Redaktion] half mir sehr, in jeder Hinsicht. Als sie erfuhren, dass ich mein Geschlecht ändern wollte, versuchten sie, Geld für die Operation zu sammeln. Unglücklicherweise gab es keine Ärzt\*innen, die solche Operationen durchführen konnten. Sie schlugen vor, nach Europa zu gehen.

Ich verbrachte zweieinhalb Jahre in der Türkei. Nach sechs Monaten bekam ich eine Geldkarte. Jeden Monat hob ich 750 Lira von der PTT ab [eine türkische Postbank, Anmerkung der Redaktion]. Aber weil ich Miete, Wasser, Gas und Strom zahlen musste, reichte das Geld nicht aus. Also verkaufte ich täglich Kleinigkeiten an Straßenecken. Hier mache ich das Gleiche, um hier und da 5,00 Euro zu verdienen.



Wenn Menschen mich fragen, wie viele Geschwister ich habe, fällt mir die Antwort schwer. Wie kann ich ehrlich sagen, dass es sechs sind, wenn ich sie so lange schon nicht mehr kenne? Nichts verbindet mich mit ihnen.

Fühlt sich das nicht falsch an?

Wenn Menschen mich seltsam ansehen und ich merke, dass sie mich fragen wollen, wer und was ich bin, ist das sehr schwierig.

Ich kann ihnen nicht antworten. Ich verstecke mich einfach, verstecke mein Geschlecht, verstecke meine Gefühle ihretwegen.

Ich habe Grenzen überwunden, um mich nicht mehr verstecken zu müssen!

Ich habe mein Leben riskiert, um mich nicht mehr verstecken zu müssen!

Ich habe alles verloren, um mich nicht mehr verstecken zu müssen!

All das habe ich getan, um in Freiheit leben zu können, und ich werde weiterkämpfen, bis ich meine Freiheit gefunden habe. Freiheit für immer.

Ich wünsche mir, hier frei sein zu können!<

*Die Geschichte „Life of a transgender“ wurde dokumentiert und aufgeschrieben von Parwana Amiri, einer jungen afghanischen Frau, die mit ihrer Familie seit September 2019 im Olive Grove vom Hotspot Moria lebte. Als Parwana merkte, wie unerträglich die Lebensbedingungen waren, hat sie die Menschen mit ihren Sprachkenntnissen unterstützt und angefangen die Geschichten, die sie erlebt haben, öffentlich zu machen. Ihre „Letters to the world from Moria“ werden seit September in einem Blog veröffentlicht <http://infomobile.w2eu.net> und <http://lesvos.W2eu.net>. Ihre Texte werden ab dieser Ausgabe unter der Rubrik „Briefe aus Moria“ regelmäßig im Hinterland Magazin erscheinen.*

*Anmerkung der Redaktion: Wie jede Geschichte einer Transperson ist diese extrem intim und extrem individuell. Wir bitten alle Leser\*innen – insbesondere diejenigen, die nicht viel Erfahrung mit Transpersonen haben – beim Lesen daran zu denken, dass Transgeschlechtlichkeit kein Monolith ist. Selbstbeschreibungen von Transpersonen sind unterschiedlich und selten deckungsgleich. Das ändert nichts daran, dass sie alle gleichermaßen authentisch, wahr und valide sind.*



Während meines Aufenthaltes in Moria arbeitete ich mit *Waves of Hope for Future*, einer selbstorganisierten Schule, und beteiligte mich am *Refocus Media Lab*. So fand ich, gemeinsam mit solidarischen Menschen, meinen Weg.

Ich wünsche mir Frieden auf der Welt. Ich wünsche mir eine Welt ohne Grenzen. Ich wünsche mir eine Welt, in der keine Kinder wegen Unterernährung sterben, und keine Frauen wegen Gewalt. Ich wünsche mir, in einer egalitären Welt zu leben. Ich wünsche mir eine Welt, in der niemand arm und niemand reich ist. Unsere Träume können nur wahr werden, wenn wir miteinander kommunizieren; und ich möchte eine Verbindung sein, die Menschen und sogar Kontinente zusammenführt. Ich wünsche mir Frieden und Sicherheit für alle Menschen.

Ich wünsche all denen, die aus ihrem Zuhause gezwungen wurden, starke Herzen. Ich wünsche ihnen, dass sie im Angesicht von Schwierigkeiten und Herausforderungen nicht ihren Weg aus den Augen verlieren. Die härtesten Steine formen sich in der glühenden Hitze von Vulkanen.

Mein Name ist Parwana Amiri,

Parwana Amiri<

ich wurde in Afghanistan geboren. Ich habe vier Schwestern, zwei Brüder und bin das fünft-älteste Kind in meiner Familie. Vor eineinhalb Jahren wurden wir zu Geflüchteten. Nachdem wir die Grenzen zu Pakistan, Iran und der Türkei überschritten hatten, kamen wir auf der Insel Lesbos in Griechenland an. Im September 2019 erreichten wir Hotspot Moria.

Als wir in Moria angekommen waren und ich die täglichen Probleme sah, mit denen alle konfrontiert sind, konnte ich nicht untätig bleiben. Ich bin fest überzeugt von Worten und ihrer Macht. Ich wusste, dass Worte zu verwenden, um die Realität zu zeigen, meine einzige Möglichkeit ist, Veränderungen herbeizuführen.

Nachdem ich im Lager aktiv geworden war und angefangen hatte, Vertrauen aufzubauen, begann ich, Artikel über unsere Lebensverhältnisse zu schreiben – meine und ihre Geschichten. Geschichten, die in den Medien nicht erzählt wurden. Geschichten, die nie ihren Weg aus diesem überfüllten Lager gefunden hatten.

Es war meine Motivation, an meinem Stift festzuhalten und für uns alle in Moria zu schreiben – denn wir alle müssen weiterkämpfen.



The Olive Tree and The Old Woman

*Dieses kleine Buch von Parwana Amiri basiert auf der realen Geschichte einer der vielen Menschen, die im Olive Grove gezwungen werden, Olivenbäume zu nutzen, um zu heizen oder zu backen. Es ist ein imaginäres Gespräch zwischen einer alten Frau und einem Olivenbaum. Es wurde gezeichnet von Marily Stroux und gedruckt von w2eu/alarmlone. Ihr könnt es gegen 4,00€ Spende erwerben, indem ihr eine Mail an [marily@busyshadows.org](mailto:marily@busyshadows.org) schreibt. Alle Einnahmen gehen direkt an die Projekte, die Parwana unterstützt.*

Foto: Sallinia Stroux

# Staatliche Abschiebep Praxis: brutal, korrupt, illegal

Erstmals sollen bayerische Behörden, die im August 2017 an der Abschiebung von einer Familie aus dem Abschiebelager Manching (Bayern) nach Albanien beteiligt waren, für ihr Vorgehen zur Rechenschaft gezogen werden. Alle bayerischen Gerichte hatten aufklärende Ermittlungen wegen Körperverletzung und Freiheitsberaubung gegen die an der Abschiebung beteiligten Bundespolizist\*innen, den von der Behörde eingesetzten Arzt und die Verantwortlichen des Bayerischen Innenministeriums abgelehnt. Nun wurde beim Bundesverfassungsgericht Beschwerde eingereicht. Dieses Klageverfahren könnte einen Präzedenzfall schaffen, dessen Ausgang ähnliche Verfahren beeinflussen wird. Von Rote Hilfe Ortsgruppe München.

## Vorbereitung von Straftaten

Die Geschichte des Asylrechts in Deutschland ist geprägt von Rassismus und Gewalt. Im Sommer 2015 wurden in Deutschland zwar Züge mit Geflüchteten willkommen geheißen. Aber wenige Monate später – im Herbst 2015 – wurden in Bamberg und Ingolstadt/Manching die sogenannten Ankunfts- und Rückführungseinrichtungen (ARE) als Prototyp für Abschiebelager eingerichtet. In diese Sonderlager wurden zunächst Geflüchtete aus den zu „sicheren Herkunftsländern“ erklärten sogenannten Westbalkanstaaten eingewiesen. Ziel der Bayerischen Staatsregierung war und ist es, Geflüchtete, denen eine „schlechte Bleibeperspektive“ unterstellt wird, möglichst schnell zur „freiwilligen Ausreise“ zu

drängen oder abzuschieben. Schädigste, menschenunwürdige Bedingungen sollen den Betroffenen deutlich machen, dass sie hier keine Chance auf ein Bleiberecht bekommen. Die Asylanträge sollen in Schnellverfahren bearbeitet werden. Bewohner\*innen werden isoliert, haben kaum Zugang zu Sozial- oder Rechtsberatung und sind der Behördenwillkür schutzlos ausgeliefert.

In den folgenden Monaten beschloss die Bayerische Staatsregierung, dieses aus ihrer Sicht erfolgreiche Konzept auszuweiten. Die ARE Manching/Ingolstadt wurde im März 2017 zum Transitzentrum und im August 2018 zu einem der sieben bayerischen Ankerzentren (Zentrum für Ankunft, Entscheidung und Rückführung) umgewidmet und für weitere Gruppen

Pfarrheim St. Emmeram



von Geflüchteten geöffnet. Ständige Schikanen durch Security bis hin zu Großeinsätzen der Polizei zur Durchsetzung von Abschiebungen und Ordnung machen den Leuten das Leben zusätzlich zur Hölle und provozieren Eskalationen, die zur rassistischen Hetze der Staatsregierung gegen Geflüchtete genutzt wird. Isolation und Entrechtung durch Lager, Bürokratie und Abschiebungen sind Teile eines umfassenden Systems zur Ohnmacht der Betroffenen.

Solidarität, Kritik und Widerstand sind nicht geduldet

Am 5. Juli 2016 besetzten rund 40 Refugee-Aktivist\*innen, der Großteil davon Familien mit Kindern, den Regensburger Dom im Kampf um Bleiberecht und gegen die menschenverachtende Behandlung in den Lagern. Statt den Schutz durch die Institution Kirche zu gewährleisten, wollte das Bistum Regensburg die Refugee-Aktivist\*innen zum Aufgeben durch Aushungern zwingen und Solidarität verbieten. Als das nicht erfolgreich war, stellte das Bistum Strafanzeige wegen Hausfriedensbruch und ließ letztlich die Pfarre durch ein Großaufgebot der Polizei gewaltsam räumen.

Liljanas Familie kam 2015 in Deutschland an. Nach der Flucht aus Albanien wegen Blutrache verbrachte sie mit ihrem Mann und drei Kindern etwa zwei Jahre im bayerischen Lagersystem.

Die Familie hat sich wiederholt öffentlich-politisch, formal und praktisch gegen Abschiebungen gewehrt und war bei der Regensburger Dombesetzung bis zum Schluss aktiv geblieben. Kurz nach der Räumung wurde ihr Asylantrag abgewiesen. Weil die Familie ihren Kampf um Bleiberecht immer kollektiv und öffentlich geführt hat, ist sie den deutschen Behörden und Repressionsorganen wohl ein Dorn im Auge. Es liegt nahe, dass die überdurchschnittliche Brutalität und rigorose Repression in allen Lebensbereichen (Ausländerrecht, medizinische Versorgung, Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten der Kinder und so weiter) die staatliche Antwort auf dieses politische Engagement ist.

***weil die Familie ihren Kampf  
um Bleiberecht immer  
öffentlich geführt hat,  
ist sie den deutschen Behörden  
wohl ein Dorn im Auge***

Nach zwei erfolglosen Abschiebeversuchen wurden Liljana und ihre drei Kinder am 1. August 2017 unter Umgehung aller Schutzgebote abgeschoben. Für den Vortag war die stationäre Aufnahme der psychisch schwer kranken Frau geplant gewesen, die wegen Bettenmangels verschoben werden musste. Obwohl sie ihre Situation durch ein ärztliches Reiseunfähigkeitsattest beweisen konnte, haben die Beamt\*innen sie zum Flughafen gebracht. Dort stellte der Flughafenarzt zunächst auch die Reiseunfähigkeit fest. Wohl aufgrund des Drucks der Polizei und einem Telefonat mit dem Bayerischen Innenministerium gab er die Abschiebung jedoch mit seiner Unterschrift frei. Liljana wurde mit Hand- und Fußfesseln abgeschoben und erlitt dabei zahlreiche Blutergüsse. Auch ihr 14-jähriger Sohn wurde gewaltsam abgeführt. Nach den vorange-

gangenen Abschiebeversuchen im März und April war auch die zweijährige Tochter bereits so schwer traumatisiert, dass eine längere stationäre Behandlung erforderlich war. Nun mussten die Töchter, elf und zwei Jahre alt, erneut alles mit ansehen. Vom Vater getrennt wurden alle Vier nach Tirana abgeschoben. Das kriminelle Vorgehen

der Behörden bei der damaligen Abschiebung wurde angezeigt, jedoch von bayerischen Gerichten nicht behandelt, obwohl auch die *Nationale Stelle zur Verhütung von Folter* die Abschiebung kritisiert hatte. Im April 2019 legte die Familie eine Verfassungsbeschwerde ein, um die Freiheitsberaubung und Körperverletzung zu ahnden.

### Abschiebung versus Kindeswohl

Im Sommer 2018 flohen die zwei älteren Geschwister aus Angst vor Blutrache erneut nach Deutschland. Diesmal alleine und ohne Kontakt zu den Eltern, wurden sie in einer Jugendhilfeeinrichtung in Bayern untergebracht. Sie konnten die Schule besuchen und Freundschaften aufbauen. Völlig unerwartet wurden sie am 19. Juni 2019 erneut abgeschoben. „Wir sind hier versteckt und müssen weg, weil wir nicht sicher sind. Ich habe große Angst“, sagt die 13-jährige Schülerin zwei Tage nach der Abschiebung. Sie berichtet wie sie und ihr Bruder gegen neun Uhr morgens im Stadtpark in Osterhofen rabiat festgenommen wurden. Acht Polizeifahrzeuge und circa 20 Beamt\*innen waren an dem Einsatz beteiligt, als der



15-jährige Berufsschüler ohne Vorwarnung gegen einen Autospiegel gestoßen, auf dem Boden fixiert und mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt wurde. Seine Schwester musste ohne Unterstützung eines Erwachsenen durchsetzen, nicht auch in Handschellen abgeführt zu werden. Obwohl die für das Kindeswohl verantwortlichen Staatsbediensteten bei Festnahme und Abschiebung anwesend waren, haben sie weder im Vorfeld – wie es gesetzlich vorgeschrieben ist – noch im gesamten Verlauf mit den Kindern gesprochen und deren Rechte geschützt. Nach der Festnahme wurden die Kinder getrennt und direkt zum Münchner Flughafen gefahren. Es wurde ihnen nicht einmal erlaubt, persönliche Dinge, Kleidung oder Geld mitzunehmen oder sich zu verabschieden. Bis zum Abflug wurden sie isoliert in Einzelzellen des Münchner Flughafens eingesperrt – ohne Ansprechpartner\*innen, ohne Nahrungsmittel, ohne Handys. In Tirana angekommen, verabschiedeten sich die Vormündin und ein Jugendamtsmitarbeiter an der geöffneten Flugzeugtür. Als unbegleitete minderjährige Geflüchtete ohne Gepäck, sind die Jugendlichen weder einer geeigneten Jugendeinrichtung in Albanien, noch den Sorgeberechtigten übergeben worden. Das Wohl der Kinder, entsprechende Unterbringung und Versorgung waren nicht garantiert. Die beiden konnten zunächst bei Verwandten unterschlüpfen. Liljana lebt heute mit ihren beiden Töchtern in Albanien, getrennt von den männlichen Familienmitgliedern, die seitdem weiterhin in Europa auf der Flucht vor dem Tod durch Blutrache sind.<

*Um Rassismus und die politische Idee der Festung Europa zu manifestieren, wird regelmäßig offensichtlich unverhältnismäßige Gewalt angewandt. Ärztliche Reisefähigkeitseinschätzungen werden übergangen und humanitäre Mindeststandards werden nicht eingehalten. Abschiebeflieger starten, bevor das letzte Urteil des Gerichts gesprochen ist. Zwischen August 2017 und Juni 2019 verzeichnet Deutschland circa 70.000 Abschiebungen beziehungsweise erzwungene sogenannte freiwillige Ausreisen. Unzählige Aktionen und Kampagnen haben bisher keine grundlegende Änderung der rassistischen Politik bewirkt. In den Jahren 2018 und 2019 wurden 14 unbegleitete minderjährige Geflüchtete aus Bayern abgeschoben.*

*Nachdem bereits viele Spenden für ausländerrechtliche Schritte und die Lebenshaltungskosten für Liljanas Familie gesammelt werden konnten, ruft die Rote Hilfe Ortsgruppe München zusätzlich auf, um die Anwaltskosten von mehreren Tausend Euro, die zur Umsetzung der Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht aufgebracht werden müssen, zu spenden.<*

Spendenkonto:  
Rote Hilfe e.V. OG München  
IBAN: DE61 4306 0967 4007 2383 06  
BIC: GENODEM1GLS  
GLS Bank  
Stichwort: Brutal, korrupt und illegal

*Die Rote Hilfe ist eine linke Solidaritätsorganisation, die strömungsübergreifende Unterstützung gegen politische Repression organisiert.*

*Gemeinsam mit befreundeten Aktivist\*innen und dem Bayrischen Flüchtlingsrat organisiert sie eine solidarische Begleitung des Verfahrens von Liljana und ruft zu Spenden auf.*

# Bleiche trinken statt zuhause bleiben

Krisenzeiten sind immer auch Blütezeiten für Verschwörungstheorien. Wenn die Welt absurd wird, scheinen die absurdesten Erklärungen plötzlich einfach. So auch in der Corona-Krise. Doch Verschwörungstheorien sind nicht einfach nur harmlose Spinnereien. Von Pit Kühnöhl.

**W**as man aus dem Internet nicht so alles lernen kann. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Über alles. Madonna hat das mit dem neuartigen Coronavirus schon lange gewusst und bei ihrem grottenschlechten Auftritt beim *Eurovision Song Contest* 2019 in Tel Aviv prophezeit. Sie trug dabei nämlich eine Krone, auf Latein: corona, und ihre Tänzer\*innen Gasmasken. Zudem kam in dem Song die Textzeile „Not everyone is coming to the future“ vor. Also wenn das nicht eindeutig ist, was denn dann?

So wie alle einschneidenden Ereignisse der jüngeren Geschichte – von der Mondlandung bis 9/11 – ruft auch die Corona-Krise den Wunsch nach einfachen Erklärungen des anscheinend komplizierten Ganzen hervor, die mit Verschwörungstheorien leicht bedient werden können. Und wie sonst auch, schwappen diese Theorien leider aus den entsprechenden Filterblasen heraus bis in eine breite Öffentlichkeit. Die Wirklichkeit scheint manchen gerade so absurd, dass selbst die wildesten Theorien nicht noch absurder sein könnten. Was all diese aktuellen Verschwörungstheorien zum Coronavirus SARS-Cov-2 verbindet, ist der Glaube, dass das Virus entweder gar nicht existiere, beziehungsweise absolut harmlos sei, oder dass böse Mächte es entwickelt hätten, um die Menschheit zu unterdrücken. Oder beides.

Eine Theorie zum Beispiel besagt, dass die Symptome von Covid-19 nicht auf ein Virus zurückzuführen seien, sondern auf die Mikrowellenstrahlung des neuen Mobilfunkstandards 5G. Denn gerade in Wuhan und Norditalien seien viele dieser Mobilfunkmasten errichtet. Und das Virus sei bloß eine Lüge der „5G-

Industrie“, um das zu vertuschen. Warum aber auch in Ländern, in denen es keinen 5G-Standard gibt Menschen erkranken, bleibt unbeantwortet. Doch diese Theorie blieb nicht folgenlos: In Großbritannien haben Verschwörungstheoretiker\*innen vor Kurzem über 20 Mobilfunkmasten angezündet.

Die homosexuelle US-amerikanische Pharmalobby

Der einflussreiche schiitische Geistliche Muqtada al-Sadr im Irak hat eine ganz andere Erklärung: Die Legalisierung gleichgeschlechtlicher Ehen hat das Virus auf die Welt gebracht. Damit ist er aber nicht alleine, auch andere islamische und christliche Prediger sehen im neuartigen Coronavirus eine Strafe Gottes und geben Homosexuellen die Schuld daran. Immerhin akzeptieren sie, dass es das Virus wirklich gibt.

Doch Al-Sadr scheint sich nicht ganz sicher zu sein, ob es denn nun wirklich die Schwulen waren. Vielleicht waren es ja doch die USA. So äußerte er sich zumindest in einem Tweet vom 11. März, in dem er US-Präsident Donald Trump beschuldigte, für die Ausbreitung des Coronavirus verantwortlich zu sein. Auch andere Stimmen in der islamischen Welt sowie das arabischsprachige Programm des russischen Senders *Russia Today* behaupten, das Virus sei eine von den USA entwickelte biologische Waffe, mit der sie ihre Feinde schädigen wolle – allen voran China und den Iran. Und natürlich den Jahrtausende alten Erzfeind der USA überhaupt: Italien. Oder wie immer Italien auch in diese Rechnung passen mag.



Und falls SARS-CoV-2 nun doch nicht vom US-Militär entwickelt wurde, dann wurde es von der US-amerikanischen Pharmaindustrie gezüchtet, so andere Verschwörungstheorien. Entweder mit dem Ziel, längst entwickelte Impfstoffe teuer zu verkaufen und damit Milliarden zu verdienen oder mit dem Ziel, eine allgemeine Impfpflicht einzuführen, um mit den Impfstoffen die Menschheit zu vergiften und zu dezimieren. Warum die Menschheit nicht gleich mit dem Virus dezimiert wird, erklären die Theorien nicht. Und hinter dieser Pharmaindustrie stünden entweder Bill Gates oder George Soros – oder gleich der israelische Staat. Keine Verschwörungstheorie ohne angebliche jüdische Schuldige.

### Knoblauch, Bleichmittel und Urin

Doch egal wer denn nun dafür verantwortlich ist, wie schützt man sich vor dem Virus und wie wird man wieder gesund? Auch dazu liefert das Internet Antworten. So soll es helfen, Zwiebeln im Raum zu verteilen oder das Virus durch intensives Denken unschädlich zu machen. Manche Heilpraktiker\*innen empfehlen, Bleichmittel zu trinken. Eine „Lebendigkeits-Beraterin“ aus Fulda wiederum habe eine „Zauberformel von Wesen aus der unsichtbaren Welt“ erhalten, mit der man das Virus bekämpfen könne, amüsiert sich der Berliner *tagesspiegel*. Die Zauberformel laute „537354“ und man solle sie überall hinschreiben, auf Zettel, an Bahnhöfe, an Schulen. Doch es gibt Kritik aus den eigenen Reihen: Ein russischer Guru empfiehlt nämlich eine andere Zahlenkombination. Es ist kompliziert.

Laut *AfricaCheck*, einer afrikanischen NGO (Nicht-regierungsorganisation), die Falschmeldungen im Internet überprüft, ist in Äthiopien und Nigeria der Glaube verbreitet, dass Knoblauch und Ingwer vor Corona schützen würden, wenn man ihn sich zum Beispiel in die Nasenlöcher steckt. Oder der Urin von bestimmten Tieren. Oder das Malaria-Medikament Chloroquin, von dem Donald Trump sagte, es helfe. Tut es aber nicht.

Das mag jetzt erstmal alles recht amüsant klingen, doch bergen solche Rezepte auch ein konkretes, nicht zu unterschätzendes Gefahrenpotential. Zum einen führen sie dazu, dass Menschen zum Beispiel die offiziellen Hygieneempfehlungen ignorieren und sich nicht mehr regelmäßig die Hände waschen oder den Sicherheitsabstand nicht mehr einhalten, da sie sich

mit diesen falschen Tipps in Sicherheit wiegen. Zum anderen hat es aber auch ganz konkrete Folgen für Betroffene selber.

Im Iran – der von der Corona-Pandemie extrem hart getroffen wurde – sind Medienberichten zufolge mehrere Hundert Menschen gestorben und mehrere Tausend schwer erkrankt, nachdem sie pures Methanol getrunken hatten. Der Industrialkohol wurde in sozialen Medien als Heilmittel gegen Covid-19 angepriesen, was viele Menschen zu dem gefährlichen Konsum bewegt hat. Gleichzeitig lehnt der Iran aber wirkliche Hilfe aus dem Ausland, besonders aus dem Westen, ab, da er meint, die Hilfsorganisation wären nichts weiter als Spione der USA oder Israels. Und Covid-19 sei schließlich eine „biologische Waffe“ der Amerikaner und der „Zionisten“, so der Staatssender *Press TV*. Das iranische Mullah-Regime lässt lieber seine Bevölkerung sterben.

Brunnenvergifter, Kinderfresser  
und die gierige Elite

Verschwörungstheorien liefern immer Schuldige für eine Krise. Und wie schon seit Jahrhunderten werden diese Schuldigen immer direkt oder indirekt mit Jüdinnen und Juden identifiziert. Man kennt das schon

## **Strukturell ist jede Verschwörungstheorie Ausdruck des antisemitischen Ressentiments**

von den mittelalterlichen Pestausschüben in Europa, bei denen Jüdinnen und Juden beschuldigt wurden, die Brunnen vergiftet zu haben. Zudem sind jene Verschwörungstheorien weit verbreitet, nachdem eine angebliche jüdische Elite nach der Weltherrschaft strebe. Jahrhundertealte antisemitische Motive vom Juden als Brunnenvergifter, Kinderfresser und gieriger Strippenzieher bekommen so ein neues Gewand.

So ist es auch wahrlich kein Wunder, dass aus Kreisen der Verschwörungstheoretiker\*innen die Corona-Pandemie Teil einer von bösen Mächten lange geplanten Versklavung der Menschheit durch Massenimpfungen, Überwachung und Abschaffung des Bargeldes sei. Und diese bösen Mächte werden entweder ganz konkret oder zumindest chiffriert mit Jüdinnen und Juden oder dem Staat Israel in Verbindung gebracht. Die Nachricht, israelische Wissenschaftler arbeiteten

intensiv an einem Impfstoff, wird ebenfalls als Beleg für die Schuld der Juden angesehen: Denn wer das Virus erfunden habe, könne natürlich jederzeit auch einen Impfstoff herbeizaubern. Guilty if you do, guilty if you don't.

Strukturell ist jede Verschwörungstheorie Ausdruck des antisemitischen Ressentiments. Daher greifen natürlich auch rechtsextreme Kreise diese Verschwörungstheorien auf. Und darin, wie in vielem anderen auch, ist die rechtsextreme Szene durchaus divers, wie Miro Dittrich von der *Amadeu-Antonio-Stiftung* im *tagesspiegel* sagt. „Die einen glauben, das Virus sei eine Biowaffe. Andere behaupten, es existiere gar nicht. Und wieder andere glauben, das sei alles nur Panikmache und es stehe ein anderes Ziel dahinter.“ So behauptet der antisemitische Verschwörungsideologe Ken Jebsen, alias KenFM, auf seinem Youtube-

Verschwörungserzählungen. In einer komplexen Wirklichkeit suchen sie einfache Antworten, anstatt Krisen lösen zu wollen, suchen sie Sündenböcke.

Vom Internet auf die Straße

Während die meisten Verschwörungstheoretiker\*innen und Rechtsextremen durchaus die Angst vor der Ausbreitung des Coronavirus teilen, gibt es Strömungen in der extremen Rechten, die sich regelrecht auf den Untergang freuen. Diese Strömung arbeitet darauf hin, einen „Tag X“ zu erreichen, an dem das bisherige System beziehungsweise die demokratische Gesellschaft ins Chaos stürzen würde und sie dann die Macht übernehmen könnten. Ein Beispiel sind die seit 2018 in Verbindung mit Bundeswehr und Polizei aufgedeckten Prepper-Gruppen, die versuchen wollen kommende Ausnahmesituationen zu nutzen, um vermeintlich linke oder demokratische Politiker\*innen und Aktivist\*innen zu ermorden und um ein faschistisches System zu etablieren.

## **Wenn sich der Verschwörungsglaube den Weg in die Realität bahnt, wird es gefährlich**

Wenn sich der Verschwörungsglaube den Weg in die Realität bahnt, wird es gefährlich. Nicht erst bei Neonazi-Preppern. Es beginnt scheinbar ganz harmlos und sogar fast lustig damit, dass Leute die Barcodes auf Lebensmittelverpackungen durchstreichen, weil sie glauben, diese seien Antennen für schlechte Energien. Es geht weiter mit steigendem Alltagsrassismus gegenüber als asiatisch wahrgenommenen Menschen und damit, dass Verschwörungsgläubige eben Handymasten anzünden, weil sie moderne Technik nicht verstehen. Es führt danach zu einem Beispiel aus den USA, wo im Bundesstaat Missouri ein Neonazi einen Anschlag auf ein Krankenhaus mit Covid-19-Patient\*innen geplant hatte, weil angeblich „die Juden“ mittels Corona die Weltherrschaft an sich reißen wollten.

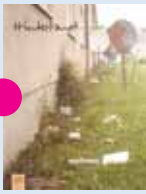
Und es endet damit, dass Menschen sterben müssen – weil sie an falsche Heilsversprechen glauben oder weil sie von denen, die an erfundene Geschichten glauben, ermordet werden. Die rechtsterroristischen Mörder von Utøya und von Christchurch, von Halle und Hanau wurden ja ebenfalls durch antisemitische und rassistische Verschwörungstheorien angestachelt. Und nicht zuletzt hat auch der deutsche Nationalsozialismus Weltkrieg und Shoah, den industriellen Massenmord an sechs Millionen Jüdinnen und Juden, mit einer Verschwörungstheorie über eine angebliche jüdische Weltverschwörung gerechtfertigt.<

Kanal, dass das Virus an sich harmlos sei, es aber von angeblichen Eliten genutzt werde, um ein totalitäres Regime zu errichten. Und dieses Regime sei schlimmer als Hitler, denn unter diesem habe es wenigstens keine Ausgangssperren und keine Impfpflicht gegeben.

Pit Kühnöl ist Politikwissenschaftler und befasst sich mit den Bereichen Nationalismus, Antisemitismus und Verschwörungstheorien

Interessant ist auch ein Blick in das rechtsextreme und antisemitische Magazin *Compact*, das der AfD und der Pegida-Bewegung nahesteht. Dort meint der Verschwörungsideologe Gerhard Wisnewski in einem Interview die Schuldigen hinter der Corona-Krise zu kennen. Er sieht eine „globale Machtergreifung der UNO-Strukturen“ herannahen. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) sei seiner Meinung nach unter der Kontrolle von Bill Gates, der ein Interesse an der Pandemie habe, da er mit der Pharmaindustrie verstrickt sei und die Krise ihm milliardenschwere Aufträge brächte. Zudem planten „die Eliten“ einen Systemwechsel, um eine „Weltregierung“ zu installieren. Er vergleicht dabei die WHO mit der NSDAP.

Wisnewski wie Jebsen betreiben dabei eine Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen, wie sie in rechtsextremen Kreisen beliebt ist, und verbreiten klar antisemitisch konnotierte



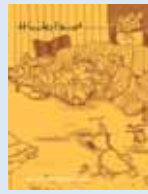
# 1  
Wohnen



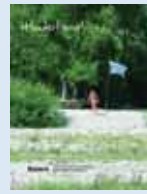
# 2  
Nachbarn



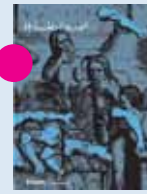
# 3  
Anzielsachen



# 4  
Sex



# 5  
Bayern



# 6  
Essen



# 7  
Rassismus



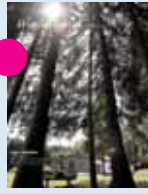
# 8  
Integration



# 9  
Arbeit



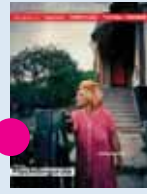
# 10  
Polizey



# 11  
Lager



# 12  
Links



# 13  
Antiziganismus



# 14  
Alter



# 15  
Afrika



# 16  
Sortieren



# 17  
Jubiläum



# 18  
Grenze



# 19  
Abschiebung



# 20  
Paternalismus



# 21  
Unterhaltung



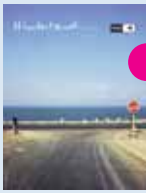
# 22  
Vernetzung



# 23  
Reisen



# 24  
Sprache



# 25  
Asyl



# 26  
Liebe



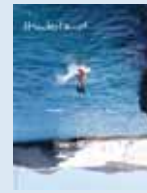
# 27  
Fluchthilfe



# 28  
Was tun?



# 29  
Dublin III



# 30  
Was geht?



# 31  
Mob



# 32  
Sicher



# 33  
Kaputt



# 34  
Privat



# 35  
Abschiebung



# 36  
Strategie



# 37  
Stadt, Land,  
Flucht



# 38  
Gender



# 39  
Europa



# 40  
Bildung



# 41  
Abschiebehaft



# 42  
zweiundvierzig



# 43  
kriminalisierung



# 44  
behinderung

# Hinterland

Sie ist kritisch, parteisch und außerdem schön anzusehen - so wie ihre Leserin\*innen. Das menschenfreundliche Magazin des Bayerischen Flüchtlingsrats kreist immer wieder um die Themen Flucht und Migration, aber eben nicht nur. Die Hinterland gibt es nicht am Kiosk, also holt euch gleich ein Abo auf [www.hinterland-magazin.de/bestellen/](http://www.hinterland-magazin.de/bestellen/)

Die markierten Ausgaben sind leider bereits vergriffen



**SIE WISSEN NICHT,  
WIE SIE IHREN TAG  
STRUKTURIEREN SOLLN?**



**SIE DÜRFEN NICHT  
ARBEITEN?**



**SIE MACHEN  
NUR NOCH  
HAUSHALTSAUFGABEN?**



**SIE FREUEN SICH,  
WENN IHRE KINDER  
ENDLICH WIEDER  
ZUR SCHULE  
GEHEN?**



**SIE DÜRFEN KEINEN  
BESUCH  
EMPFANGEN?**



**SIE HABEN NOCH NIE  
SO LANGE AUF  
EINEN ARZTTERMIN  
GEWARTET?**



**SIE MERKEN, WIE  
ANSTRENGEND ES IST,  
DEN GANZEN TAG  
MIT DER GLEICHEN PERSON  
ZU VERBRINGEN?**



**SIE WAREN SICH NICHT  
BEWUSST, WIE LANGE  
MENSCHEN IN EINEM  
BADEZIMMER BRAUCHEN  
KÖNNEN?**



**STREITEN SIE  
WEGEN KLEINIGKEITEN?**



**SIE HALTEN DIE  
ISOLATION NICHT MEHR  
AUS?**



**SIE SIND STÄNDIGE  
POLIZEIKONTROLLEN SATT,  
WENN SIE NACH  
DRAUSSEN GEHEN?**

## **LAGERKOLLER?**

**WIR AUCH!**  
Für UNS ist es nur  
Ausnahme, für Asylsu-  
chende im Anker-Zentrum  
schon lange erzwungener  
Alltag.

